

02
15

Weltweit vor Ort

Das Magazin der
Max Weber Stiftung

Glaube und Protest

In dieser Ausgabe:

DIJ Tokyo, DHI Paris, DHI Rom,
DHI Washington, OI Istanbul

06

Thema

Glaube und Protest:
Martin Luther und
der Ablassstreit

18

Forschung

Der einsame Tod –
ein unterschätztes
Phänomen?

24

Im Dialog

Einwanderung und
Unternehmertum
in den USA



Inhalt

Grußwort	04
Thema	06
Glaube und Protest: Martin Luther und der Ablassstreit – Ein Interview mit Volker Leppin zu einer Tagung am DHI Rom <i>Andreas Rehberg und Lothar Vogel, Rom</i>	
Die Reformation – die letzte der mittelalterlichen Häresien? Ein Interview mit Gérald Chaix und André Vauchez <i>Thomas Maissen, Paris</i>	
Zur Dialektik zwischen einer Religion des Korans und einer Religion des Propheten im sunnitischen Islam der Türkei <i>Dilek Sarmış und Alexandre Toumarkine, Istanbul</i>	
Forschung	18
Der einsame Tod – ein unterschätztes Phänomen? <i>Tim Tiefenbach, Tokyo</i>	
Nachrichten	21
Im Dialog	24
Einwanderung und Unternehmertum: Immigrant Entrepreneurs in den USA <i>Jessica Csoma, Washington</i>	
Aus den Instituten	28
Die Bibliothek des DHI Washington	
Veranstaltungen	30
Im Dialog	34
mit Franz Waldenberger über Forschung am DIJ Tokyo <i>Charlotte Jahnz, Bonn</i>	
Forschung	36
Migration, China, and the Global Context <i>Katy Lam, Hongkong</i>	
Über uns	38
Das Praktikantenprogramm der Max Weber Stiftung	
Personalia	43
Impressum	45
Forschung	46
Neuer Forschungshorizont Afrika – das DHI Paris gründet die Internationale Forschungsgruppe subsaharisches Afrika in Dakar <i>Séverine Awenengo, Paris</i>	
Point de Vue	48
Neue Wege bei der Erforschung der Musikgeschichte des östlichen Mittelmeerraums <i>Ralf Martin Jäger, Münster</i>	
Ex Libris	50
Upcoming Events	54

Grußwort



Liebe Leserinnen und Leser,

2017 jährt sich zum 500. Mal die Veröffentlichung der 95 Thesen, die Martin Luther der Überlieferung zufolge, an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg anschlug. Die von Luther ausgehende Reformation erschütterte nicht nur die für unumstößlich geglaubten Dogmen der Kirche, sondern verwandelte auch das gesellschaftliche, rechtliche und politische Leben des 16. Jahrhunderts. Sie veränderte die Frömmigkeit, beeinflusste kulturelles Leben und prägte Mentalitäten. Die durch sie in Gang gesetzten Veränderungen sind nicht nur für Christen, sondern auch für Anders- und Nichtgläubige spürbar.

Wir haben die im Rahmen der Lutherdekade durchgeführte Tagung des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Rom zu den spätmittelalterlichen Ablasskampagnen zum Anlass genommen, die vorliegende Ausgabe unseres Magazins dem Thema „Glaube und Protest“ zu widmen. Den Ausgangspunkt bildet dabei das Gespräch mit dem Tübinger Theologen Volker Leppin, der die Ergebnisse der international rezipierten Konferenz in Rom zusammenfasst. Er lädt uns zum Nachdenken darüber ein, was von dem historisch Fernen in der Gegenwart relevant bleibt.

Thomas Maissen, Direktor des DHI Paris, stellt im Gespräch mit den beiden französischen Historikern Gérald Chaix und André Vauchez die Frage, ob die Reformation die letzte der mittelalterlichen Häresien gewesen sei. Mit der Weitung des Horizonts auf die internationale Dimension der Reformation werden die Erfolgsfaktoren des lutherischen Protestantismus im Gegensatz zu anderen religiösen Erneuerungsbewegungen erkundet.

Gemeinsam mit Dilek Sarmış und Alexandre Toumarkine vom Orient-Institut (OI) Istanbul nähern wir uns dem Thema der Ausgabe noch einmal von einer anderen Perspektive, nämlich mit Blick auf die religiösen Strömungen und Reformbewegungen innerhalb des sunnitischen Islams in der Türkei. Auch hier mündete die Übersetzung heiliger Texte in religiöse Umwälzungsprozesse.

Jenseits des Schwerpunktthemas haben wir Beiträge aus unseren Auslandsinstituten zusammengestellt: Tim Tiefenbach vom Deutschen Institut für Japanstudien (DIJ) Tokyo rückt das Thema Einsamkeit am Lebensende in den Fokus, das gerade vor dem Hintergrund des demografischen Wandels in Japan Aufmerksamkeit erregt. In einem Doppelinterview ziehen Hartmut Berghoff und Uwe Spiekermann eine Bilanz des seit 2010 am DHI Washington laufenden Online-Projekts „Immigrant Entrepreneurship“. Dabei werden besonders die facettenreiche Verbindung von Immigration und Unternehmertum und die Rolle, die Einwanderer bei der Formierung von amerikanischer Wirtschaft und Gesellschaft spielten, deutlich.

Im zweiten Teil einer Serie zu unseren Institutsbibliotheken stellen wir diesmal die des DHI Washington vor. Ein wichtiger Anlaufpunkt für Forschende zur deutschen Geschichte in den USA. Außerdem sprechen wir mit Franz Waldenberger über das DIJ Tokyo, dessen Leitung er im Oktober 2014 übernommen hat. Und schließlich schildern drei Ehemalige Eindrücke aus ihrer Praktikumszeit am DHI Washington. Ralf Martin Jäger (Münster) berichtet in einem *Point de Vue* über das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Langfristvorhaben zur Erforschung der Musikgeschichte des östlichen Mittelmeerraums –

eine Projektpartnerschaft zwischen der Universität Münster, dem OI Istanbul und der stiftungsweiten Publikationsplattform perspectivia.net. Beiträge zu zwei neuen Initiativen innerhalb der Stiftung finden Sie am Ende des Heftes. Die gemeinsame Forschungsgruppe „Migration, China and the Global Context“ mit der Hong Kong Baptist University stellt sich ebenso vor wie die vom DHI Paris lancierte internationale Forschungsgruppe „Identität, Identifizierung und Bürokratisierung im subsaharischen Afrika“ in Dakar.

Neben der Einrichtung des ersten vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Internationalen Kollegs, des M.S. Merian – R. Tagore Centre for Advanced Studies in the Humanities and Social Sciences in Neu-Delhi, veranschaulichen diese beiden Beispiele, dass die Strategie Früchte trägt, die sowohl der Bund als auch die Max Weber Stiftung verfolgen. Nämlich neue geisteswissenschaftliche Schwerpunkte in Regionen zu setzen, in denen Deutschland bisher institutionell wenig präsent war.

Die Frage, wie sich die Max Weber Stiftung in der nationalen und internationalen Wissenschaftslandschaft verortet und von welchem Selbstverständnis sie sich dabei leiten lässt, wird uns in den nächsten Monaten weiter beschäftigen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude und Inspiration bei der Lektüre dieser Ausgabe!

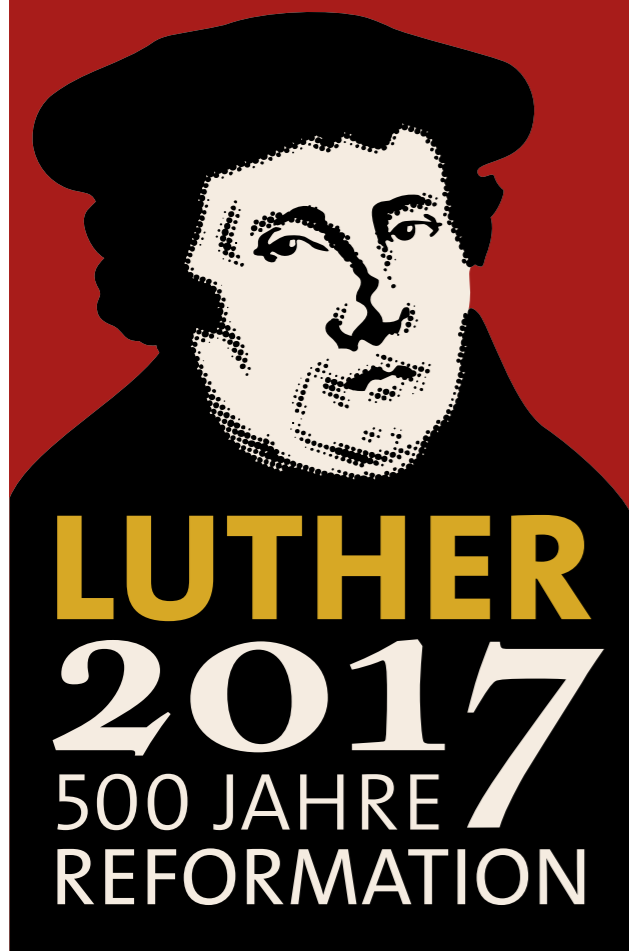
Hans van Ess
Präsident der Max Weber Stiftung



Glaube und Protest: Martin Luther und der Ablassstreit

Ein Interview mit Volker Leppin
zu einer Tagung am DHI Rom

AM ANFANG
WAR DAS WORT



Als Beitrag zur Lutherdekade richtete das Deutsche Historische Institut (DHI) in Rom in Kooperation mit der evangelischen Waldenserfakultät vom 8. bis 10. Juni 2015 eine internationale Tagung zu den spätmittelalterlichen Ablasskampagnen aus, die von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages gefördert wurde.

34 Vortragende aus sieben Ländern zogen eine Bilanz zu den jüngsten Forschungen und analysierten die theologischen, (kirchen)rechtlichen, sozialen und ökonomischen Voraussetzungen der großen Ablasssammlungen, die schließlich die Gegenreaktion Martin Luthers provoziert hatten. Ein interkonfessioneller Runder Tisch formulierte abschließend weiteren Diskussionsbedarf zur Ablassthematik.

Die Organisatoren der Tagung, Andreas Rehberg (DHI Rom) und Lothar Vogel (Facoltà Valdese di Teologia, Rom) greifen die Themen im Gespräch mit dem evangelischen Theologen und Kirchenhistoriker, Volker Leppin noch einmal auf.

Der Ablass gehört gewiss zu den noch heute bekanntesten mittelalterlichen Frömmigkeitspraktiken. Mit den Erträgen aus der Ablassverkündung wurden Kirchen und Hospitäler, manchmal auch Straßen und Brücken errichtet. Der Altmeister der Ablassforschung, Nikolaus Paulus, hat auch deshalb vom Ablass als „Kulturfaktor“ gesprochen. Gilt dieses Urteil heute noch?

Das Urteil ist für evangelische Ohren provokant. Aber, ja: Es gilt. Auch protestantische Romreisende genießen den Petersdom, der seine Errichtung zu Teilen eben jenem Ablass verdankt, gegen den Martin Luther protestierte.

Die Theologen und Kanonisten scheinen bei der Entwicklung einer Ablasslehre eher nachgezogen zu haben und sich nicht immer einig gewesen zu sein. Welche Probleme standen dabei im Mittelpunkt der Diskussion?

Ein sehr grundlegendes, aber in der Frömmigkeitspraxis früh geklärtes Problem war die Frage, ob sich Bußleistungen übertragen lassen: Kann jemand anders meine Strafe auf sich nehmen und für mich ableisten? Dagegen war zunächst einmal theologisch wenig zu sagen, da ja nach christlichem Glauben Christus die Schuld der Menschheit auf sich genommen hat. Die Debatte im späten Mittelalter drehte sich jedoch um sehr komplexe Einzelfragen, vor allem die, ob und wie es möglich sein könnte, dass der Papst Ablässe nicht nur für das Diesseits, sondern auch für das Jenseits austeilt – die Frage also, ob die Grenzen seiner Herrschaft mit den Grenzen der irdischen Welt identisch sind, oder er auch im Fegefeuer noch über Macht verfügt. Mehr verunkelt als gelöst wurde dies durch die Erklärung, dass er durch Fürbitten auch in das Jenseits hineinwirken könne – verstanden wurde dies in der Regel so, dass er dort etwas erreichen könne, und entsprechend schwungvoll wurde der Handel.

In welchem Verhältnis standen die theologische Deutung des Ablasses und sein unter den Gläubigen verbreitetes Verständnis?

Das lässt sich nicht ganz klar beantworten: Viele Theologen haben die Ablasspraxis unterstützt, zugleich aber in der Regel

differenziert. Theologische Kritik kam meist aus den Reihen der Mystiker, die im Ablass eine Veräußerlichung der Frömmigkeit sahen, die der inneren Besinnung schadete.

Gemeinhin wird der Kardinal Raimund Peraudi mit dem Konzept der vier Gnaden (vollkommener Ablass, Ablass für die Verstorbenen, Beichtbrief für die Todesstunde, Teilhabe an den Fürbitten der Kirche) als Begründer der spätmittelalterlichen Ablasskampagnen genannt. Welche Rolle spielten neben dem Papsttum noch andere Akteure der Ablasserteilung?

Die Tagung hat eindrücklich gezeigt, dass Vorreiter der Ablasskampagnen die Ritter- und Hospitalsorden waren. Nicht zuletzt spielte Santo Spirito in Sassia hier eine zentrale Rolle. Auch sonst bestand das Interesse am Ablass vielfach nicht nur, wie man es gerne sieht, um des Geldes willen, sondern um die Würde eines Ortes hervorzuheben. So konnte man Assisi besonders glanzvoll in Szene setzen, indem man für die Wallfahrt dorthin einen Ablass erteilte – und diesen sogar auf andere Orte übertrug, so dass man etwa an der Schlosskirche Wittenberg den Ablass aus Assisi erwerben konnte. So verteilten sich besondere Heilsgaben in ganz Europa und waren nicht mehr nur an bestimmte Orte gebunden. Der Gedanke, alles sei nur vom Papsttum gesteuert, wird dieser Lage kaum gerecht.

In mehreren Beiträgen wurde betont, dass die Organisatoren der großen Ablasskampagnen nicht selten vom finanziellen Ertrag enttäuscht waren. Es gab offensichtlich zeitliche und geographische Unterschiede. Wie weit durchdrang der Ablass das alltägliche kirchliche Leben wirklich?

Der Ablass wurde punktuell gewährt, durch Kampagnen oder, wie erwähnt, durch Aktivitäten an bestimmten Orten, wo dann aber wieder einzelne Tage besonders hervorgehoben sein konnten. Es wäre unsinnig, sich die spätmittelalterliche Frömmigkeit als von einer ablassgierigen Haltung geprägt vorzustellen. Eher ist es so, dass dieser Facette der Frömmigkeit immer auch das Gegengewicht von Andachts- oder Passionsfrömmigkeit entgegenstand, die es Menschen ermöglichte, sich in das Leiden Christi zu versenken.



INFO

Volker Leppin (Eberhard Karls Universität Tübingen) hat Germanistik und Evangelische Theologie studiert. Nach Promotion (1994) und Habilitation (1997) in Heidelberg, lehrte er von 2000 bis 2010 Kirchengeschichte in Jena; 2010 wechselte er nach Tübingen. Er ist Mitglied der Sächsischen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und ist als Biograph Martin Luthers hervorgetreten.

Kurt Kardinal Koch, Kurienkardinal und Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen.





Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des ersten Tagungstages auf der Terrasse des DHI Rom.

Kritik am Ablass wurde auch vor Martin Luther allenthalben geübt, man denke nur an John Wyclif und Jan Hus. Gibt es tiefere Ursachen dafür, dass ausgerechnet ein Mönch aus deutschen Landen mit seinen Thesen die Kirche seiner Zeit ins Wanken brachte?

Der Grund ist, Ihrer Frage entsprechend, ein doppelter: Durch seinen monastischen Hintergrund stand Luther auf der Seite derer, die gegenüber äußerlichen Frömmigkeitsformen die innerlichen in den Vordergrund stellten. Und als Mönch auf deutschem Boden entstammte er einer Region Europas, in welcher die Kritik an der finanziellen Ausaugung durch Rom besonders lang und intensiv geübt wurde.

Nach Berndt Hamm war der Weg zu einer Totalisierung der Gnade bereits vor der Reformation eingeschlagen. Hamm zitierte dabei die Bemerkung des Jesuitenkardinals Robert Bellarmin von 1599: „Niemand hat je mehr Ablass als Luther gewährt, der ohne jede Bußanstrengung, ohne gute Werke die Schuld und die Sühne allein durch den Glauben nachgelassen hat.“

Kann diese Ironie heute nicht auch ein Anknüpfungspunkt für die ökumenische Diskussion sein?

Unbedingt – für das ökumenische Gespräch ist es entscheidend, dass auf evangelischer Seite gesehen wird, dass Ablass wie Fegefeuer im mittelalterlichen und katholischen Denken Ausdruck der Gnade Gottes sind – über die Weise, wie man von dieser Gnade spricht, besteht deswegen noch keine Einigkeit. Aber die Anerkennung der Gemeinsamkeit im Grundanliegen ist die erste Voraussetzung für eine Verständigung.

In den Vorträgen von Robert Shaffern und Peter Walter sowie in Ihrem Abendvortrag erscheinen Luthers altgläubige Widersacher wie der Ablassprediger und Dominikaner Johann Tetzel und der Universitätsprofessor Johannes Eck in einem milderem Licht. Welche Rolle spielten persönliche Animositäten im Ablassstreit?

Es menscht hier wie überall: Tetzel war offenbar tief beleidigt und Johannes Eck sah sein Werben um eine Freundschaft mit den Wittenbergern enttäuscht. Die Beobachtung solcher

Interdisziplinär angelegt, beleuchtete die Tagung am DHI Rom die neueren Forschungen zum Ablasswesen.



persönlicher Animositäten reduziert allerdings nicht wirklich die Brisanz der Sachfragen.

Kurt Kardinal Koch, Präsident des Päpstlichen Einheitsrates, sieht im Ablass eigentlich kein Hindernis mehr für die Ökumene. Wie er in seinem Beitrag darlegte, ist das Verständnis des Ablasses heute nicht mehr das des 16. Jahrhunderts. Einige Katholiken wie Protestanten unter den Tagungsteilnehmern plädierten sogar für den Verzicht auf das Wort Ablass. Wäre dies ein gangbarer Weg im ökumenischen Prozess?

Tabuisierung von Worten hilft wenig – aber wenn die römisch-katholische Lehre deutlich macht, dass der „Ablass“ nicht mehr als quantitative Reduktion von Strafe verstanden wird, sondern, wie Kardinal Koch es angedeutet hat, als Teil einer Konsequenz, die jeder Glaubende aus seinen eigenen Verfehlungen zieht – dann ist tatsächlich zu fragen, ob dieses Verständnis mit Ablass noch angemessen beschrieben wird.

Man verkündet Ablass heute noch in der katholischen Welt, zumal bei feierlichen Anlässen wie zuletzt durch Papst Franziskus bei der Ausrufung

des außerordentlichen Heiligen Jahres 2016. Wie steht ein engagierter Protestant und Ökumeniker dazu?

Evangelisches Verständnis von Ökumene setzt auf die Anerkennung von Unterschieden: Auch in der Form, in der heute Ablasstheologie in der römisch-katholischen Kirche vertreten wird, könnte ich sie mir nicht zu eigen machen – aber ich sehe in ihr einen Versuch, Gottes Gnade angemessen zum Ausdruck zu bringen. Das kann ich in christlicher Verbundenheit würdigen. Manche Lutheraner scheinen vergessen zu haben, dass Martin Luther selbst im Blick auf das Fegefeuer in seinem „Widerruf vom Fegefeuer“ aus dem Jahre 1530 nicht bestritten hatte, dass etwa Gregor der Große ein frommer Mann sein und dennoch vom Fegefeuer sprechen konnte. Diese Großzügigkeit des Reformators sollte nicht durch modernen Konfessionalismus verschüttet werden.

Seit 1617 wird die Eröffnung des Ablassstreits am 31. Oktober 1517 als Beginn der Reformation mit einem Jubiläum gefeiert. So wird auch die von den evangelischen Kirchen ausgerufene Lutherdekade im Jahre 2017 ihren Höhepunkt und Abschluss finden. Dabei ist es durchaus

umstritten, ob Luthers Ablassthesen im reformatorischen Prozess diese zentrale Stellung zukommt. Wie kann die Geschichtswissenschaft auf solche Feierlichkeiten einwirken?

Manche Historiker und Historikerinnen versuchen ja den Eindruck zu erwecken, dass alles in den Jubiläumsvorbereitungen der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) schief liefe – und gefallen sich darin, immer mal wieder heftig zu protestieren, ohne zu bedenken, wie relativ ihre eigenen Überlegungen sind. Leider fallen manche Medien darauf herein und suggerieren, es gäbe hier gewichtigere Probleme. Es wäre unterkomplex, bei der banalen Feststellung stehen zu bleiben, dass die Reformation anderen, fernen historischen Bedingungen entstammt. Zur Vorbereitung von Jubiläumsfeierlichkeiten gehört auch das Nachdenken darüber, was von dem historisch Fernen in der Gegenwart relevant bleibt. Der EKD ist es in vielen Bereichen – etwa auch in der Programmschrift „Rechtfertigung und Freiheit“ – durchaus gelungen, historische Kompetenz in ihre Vorbereitungen einzubeziehen und über die eigenen Grundlagen historisch belehrt zu reflektieren. An diesem wichtigen Prozess können und sollten sich auch Historiker und Historikerinnen beteiligen.

AUTOREN

Das Gespräch führten die beiden Organisatoren der Tagung, Andreas Rehberg vom DHI Rom und Lothar Vogel, Vize-dekan der Facoltà Valdese di Teologia.

Die Reformation – die letzte der mittelalterlichen Häresien?

Ein Interview mit den beiden französischen Historikern **Gérald Chaix** und **André Vauchez**, geführt von **Thomas Maissen**, Direktor des Deutschen Historischen Instituts (DHI) Paris

Thomas Maissen (Mitte) im Gespräch mit André Vauchez (links) und Gérald Chaix.



Gibt es in der religionsgeschichtlichen Forschung im laizistischen Frankreich und in Deutschland, wo es öffentlich-rechtliche Kirchen gibt, ernsthafte Unterschiede in der Herangehensweise?

Vauchez: Vor rund 50 Jahren lag Frankreich weit im Hintertreffen, insbesondere gegenüber Deutschland, aber auch Italien. Religionsgeschichte wurde an unseren Universitäten praktisch nicht gelehrt. In Deutschland war das ganz anders, weil an den dortigen Universitäten die Kirchengeschichte an die protestantischen bzw. katholischen theologischen Fakultäten angebunden war. Als junge Wissenschaftler mussten wir uns damals selbst organisieren. Das ist uns, glaube ich, zwischen 1970 und 2000 auch gelungen: Die Religionsgeschichte erfuhr eine große Erneuerung durch die Sozialwissenschaften und auch die Ethnologie – da ist namentlich die Schule von Jacques Le Goff zu erwähnen. Die Situation in Frankreich, die anfangs ein Nachteil war, ist heute ein Vorteil. Wir veröffentlichten „Die Geschichte des Christentums“, die zwischen 1990 und 2002 in 14 Bänden erschienen

Das Reformationsdenkmal in Genfer erinnert an die internationale Ausstrahlung der Reformation mit vier wichtigen Statuen von Guillaume Farel, Johannes Calvin, Theodor Beza und John Knox.



ist. Eine große Befriedigung war es für uns, dass die ganze Reihe ins Deutsche übersetzt wurde: im Land der Kirchengeschichte schlechthin.

Chaix: Sehr verwundert war ich über den Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Geschichtsschreibung. In Deutschland untersuchte man zum Beispiel die Leichenpredigten unter streng religiösem Blickwinkel. Der französische Historiker hingegen, der mit den Methoden der Sozialgeschichte vertraut ist, interessierte sich für alle Aspekte dieses Quellentyps. Aber in diesem Punkt haben sich die Geschichtswissenschaften inzwischen stark angenähert. Hingegen sind nur wenige französische Historiker in der Lage, die theologischen Implikationen zu begreifen, denn uns fehlt die Ausbildung auf diesem Gebiet und wir haben keine Theologen an unserer Seite. Die deutsch- oder englischsprachige Forschung über die Probleme der Reformation unter theologischen Aspekten ist vielen in Frankreich ausgebildeten Historikern leider unbekannt.

Kommen wir zur Frage im Titel: War die Reformation die letzte der mittelalterlichen Häresien?

Vauchez: Ja und nein. Ich mag den Begriff Häresie nicht besonders, weil er ein Werturteil der Kirche übernimmt. Ich würde eher von Dissidenten oder oppositionellen religiösen Bewegungen sprechen. Diese Bewegungen hatten im Mittelalter eine stark antiklerikale Dimension. Es gab damals auch einen gewissen Spiritualismus mit dem Ziel, die Religion von

ihren Verbindungen zur weltlichen Macht zu befreien. Gegen den Gedanken, die Kirche als solche könnte politische Macht haben, wandten sich bereits eine Reihe mittelalterlicher religiöser Bewegungen. Ich meine, man muss die Reformation mit den Bewegungen des 15. Jahrhunderts in Verbindung bringen, insbesondere mit den Hussiten in Böhmen und den Lollarden in England. Diese Proteste gegen Rom entzündeten sich an Fragen, die man in der deutschen Reformation wiederfinden kann: Zum einen die Sprache, also ob man das Evangelium in der Volkssprache lesen und ebenso die Messe feiern konnte; und zum anderen die Rolle der Laien, welche die Sakramente unmittelbar empfangen und in der Kirche, neben den Geistlichen, eine viel wichtigere Rolle spielen wollten. Die Reformation hatte aber auch etwas, was den vorherigen Dissidenten religiöser Bewegungen fehlte. Die Waldenser etwa gab es seit Ende des 12. Jahrhunderts, und sie schlossen sich schließlich der Reformation an, weil sie einen gemeinsamen Feind hatten: den Papst. Aber sie hatten große Zweifel, weil sie eine Religion predigten, der zufolge man seinen Worten gemäß handeln muss. Das Handeln war für sie sehr wichtig, es galt, wohlthätige Werke der Nächstenliebe zu tun. Es fiel ihnen also schwer, die Sicht Luthers zu übernehmen, denn er lehnte die Werkgerechtigkeit entschieden ab (*sola fide*).

Chaix: Der Gegensatz Mittelalter versus Neuzeit hat mich immer gestört. Der Gedanke, dass man bis zum 31. Oktober 1517 noch im Mittelalter und am 1. November dann in der Neuzeit lebte, ergibt keinen Sinn. Wie andere auch, spreche ich von

einer „Epoche der Reformen“ in der Zeit zwischen den Jahren 1400 und 1700. Ich würde also mit Berndt Hamm antworten, dass sich die Reformation einreicht in die Kontinuität der vorhergehenden „Häresien“ – ich teile die Vorbehalte von André Vauchez gegen diesen Begriff – und dass sie gleichzeitig einen Bruch darstellt. Die Widersacher Luthers haben ihm gleich das Etikett „Häretiker“ angeheftet und ihn mit Jan Hus in Verbindung gebracht. Luther hat dieses Erbe angenommen, das ihn mehr gestützt denn destabilisiert hat. Mit Martin Luther gab es unbestritten einen raschen und heftigen Bruch mit dem Papst und mit einer katholischen Kirche, die als *die* Christenheit des Okzidents galt und in Rom ihr Zentrum hatte. Die reformatorische Bewegung brach mit dieser Sichtweise. Sie verankerte sich neu im Raum: in einem Königreich wie in England, einem Fürstentum wie in Kursachsen oder in Hessen, in einer Reichsstadt wie in Augsburg oder Straßburg. Heute interessiert man sich stark für die sozialen Praktiken und macht sich klar, dass in diesen Gebieten und Städten Menschen unterschiedlichster Auffassungen miteinander gelebt haben. Diese konnten sich gewalttätig gegenüberstehen oder auch in demselben Raum mehr oder weniger friedlich, mehr oder weniger rechtlich organisiert koexistieren.

Vauchez: Ein wichtiger Aspekt der Reformation ist auch die Regulierung der Religion durch die weltliche Obrigkeit; das heißt oftmals durch die Stadträte, nicht nur durch den Fürsten. Diese Entwicklung begann bereits Ende des 14. und vor allem im 15. Jahrhundert, auch in Italien, nicht nur in Deutschland. Die kommuna-



Die Inschrift auf den Deckenbalken im Wittenberger Augusteum erinnert an die päpstliche Bulle von 1520, die Luther öffentlich verbrannte.

le Obrigkeit versuchte zunehmend, das religiöse Leben zu kontrollieren. Es ist also eine Fehlinterpretation, wenn man diese Entwicklung einen Säkularisierungsprozess nennt. Im Gegenteil, sie ist ein Prozess der Super-Religiosität: Man war überzeugt, dass die Religion, die Beziehung zu Gott, zum Jenseits, etwas so Wichtiges sei, dass man sie nicht allein in den Händen der Geistlichen und einer weit entfernten Person wie dem Papst belassen konnte – die vielen Fehler der ersteren waren allseits bekannt, und auf letzteren hatte man keinen Einfluss.

Im Unterschied zu den mittelalterlichen Häresien hat sich die Reformation dauerhaft etabliert und in eigenen Kirchen institutionalisiert. Wie erklärt sich dieser Erfolg?

Vauchez: Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit dem Buchdruck, gab es eine grundlegende Umwälzung in theologischen Fragen, die bis dahin den Doktoren an den Universitäten vorbehalten waren und die nun im vollsten Wortsinne popularisiert wurden: Sie wurden für Menschen außerhalb der Universität erklärt, und das in der Sprache des Volkes.

Chaix: In der Tat! Die am 31. Oktober 1517 angeschlagenen Thesen waren zunächst einmal ein auf Latein verfasster Text für die universitäre Disputation. Sie sprengten aber bald diese Funktion; sie wurden von verschiedenen Druckern umgehend verbreitet und übersetzt. Der Text überschritt also den akademischen Zirkel. Martin Luther begriff die Situation sehr rasch. Und er kommunizierte in beiden Sprachen: auf Latein, wenn er mit

Theologen korrespondierte, und in der Landessprache, wenn er sein Denken verbreiten, aber auch die biblischen Texte zugänglich machen wollte. Die Bedeutung der Flugschriften in Deutschland ist bekannt. Ihr Umfang war im Allgemeinen recht knapp – ein oder zwei Blätter, die man zwei- oder dreimal faltete. Ihre Lektüre wurde durch eine leserfreundliche Druckschrift erleichtert und, falls nötig, wurde den Analphabeten der Textinhalt durch einen Stich auf der Titelseite teilweise verständlich gemacht. Das gedruckte Buch nahm, zumindest quantitativ, in den katholischen Ländern Frankreich und Italien allerdings eine durchaus vergleichbare Stellung ein wie im deutschen Raum. Und doch waren die Auswirkungen nicht die gleichen. Der Buchdruck war gewiss ein entscheidender, aber kein hinreichender Faktor. Die Ursachen der Reformation sind vielfältig.

Vauchez: Es gab einen ganz und gar spezifisch deutschen Kontext. Die Deutschen sahen sich, und das im Übrigen wohl ganz zu Recht, als die Stiefkinder der Kirche, die man verachtete und ausnehmen wollte, von denen man Geld verlangte: Die päpstlichen Legaten, die Ablasshändler, sie alle zog es in ein Deutschland ohne starke politische Zentralgewalt. Anders als in Frankreich oder England gab es keinen starken König, der die Geistlichen und römischen Gesandten wirksam kontrollieren konnte. Es gab ein echtes Ressentiment gegen Rom, aber auch gegen die Kirchenvertreter, die vor allem aus dem Mittelmeerraum stammten.

Chaix: Nicht vergessen dürfen wir die messianische Funktion des Kaiserreiches. Einer der großen reformatorischen Texte

Luthers richtete sich „An den christlichen Adel deutscher Nation“. Die immer noch lebendige Machtfülle des „Heiligen Römischen Reichs“, das zur Ordnung der Christenheit beitrug, vermählte sich hier mit der jungen Dynamik der „deutschen Nation“. Im Übrigen sind die Anfänge Luthers schwer verständlich, wenn man die politische Lage außer Acht lässt: nämlich die ungeklärte Nachfolge von Kaiser Maximilian I. und den Wunsch des Vatikans, die Wahl eines Habsburgers zu verhindern. Deshalb näherte sich der Papst dem sächsischen Kurfürsten an, der wiederum diesen Theologen Martin Luther protegierte, der ein Garant für die Strahlkraft Wittenbergs und seiner jungen Universität war.

Könnte man sagen, dass Texte, die Alphabetisierung und das Lesen im 16. Jahrhundert eine größere Rolle spielten als in den religiösen Bewegungen des Mittelalters?

Vauchez: Das kann man. Eine Neuerung der Reformation ist die Doktrin der *sola scriptura*: allein durch die Heilige Schrift. Bis Anfang des 16. Jahrhunderts ist die Heilige Schrift immer in die katholische Tradition eingebettet gewesen, dazu gehören Kommentare und die Schriften der Kirchenväter, insbesondere des Augustinus. Im 15. Jahrhundert begann man, die Bibel in alle Landessprachen Europas zu übersetzen. Der Buchdruck ermöglichte es den Gläubigen, sich die Bibel zu eigen zu machen; das heißt, jeder konnte jetzt die Bibel zu Hause in seiner Stube lesen und brauchte nicht mehr die Vermittlung eines Priesters oder einer Predigt, um mit dem Evangelium in Verbindung zu treten. Das war eine große Veränderung.

Chaix: Der Anstoß zu reformatorischen Dynamiken ergibt sich oftmals aus dem Auftreten einer einzelnen Person, im Allgemeinen eines der Prediger einer Stadt. Die deutschen Städte wiesen – verglichen mit Frankreich oder Italien – wenige Kirchengemeinden auf: weniger als zehn, oder sogar nur eine einzige wie in Frankfurt oder zwei wie in Nürnberg; mit 19 Kirchengemeinden bildete Köln den Ausnahmefall. Das stärkte die Rolle des Pfarrers, wie der Fall Nürnbergs belegt. Was sich aber veränderte, ist, dass – dank des Buchdrucks und unabhängig von der klerikalen Redekunst – jedermann sehr rasch über diejenigen Texte verfügte, welche die Grundlage der Debatte bildeten. Ulrich Zwingli konnte sich in Zürich von Luther abgrenzen, aber er konnte dessen Worte und Schriften nicht ignorieren, und umgekehrt. Es entstand ein Hin und Her zwischen lokalen Akteuren einerseits und andererseits dieser Persönlichkeit in Wittenberg, die den Rahmen ihrer Stadt und ihrer Universität sprengte. Und dazu kam noch der Bibeltext.

Bezeichnenderweise haben wir bisher kaum über die Lehre gesprochen. Die protestantische Tradition gerade in Deutschland betont, dass die Rechtfertigung das Entscheidende ist.

Chaix: Die Werkgerechtigkeit ist nicht nur eine Doktrin! Sie ist ein Gefüge gesellschaftlicher Praktiken – Ablasshandel, Pilgerfahrten, Messfeiern etc. –, die vom Klerus organisiert werden. Die theologische Infragestellung der guten Werke wird von den einfachen Laien umgehend wahrgenommen. Sie verstehen vielleicht nicht alle theologischen Gründe, aber sie spüren vollkommen die Konsequenzen im kirchlichen Alltag. Theologie, das sind nicht nur immaterielle Reden und Texte. Die Orte, die Formen und die Praktiken, in denen die professionellen wie gelegentlichen Theologen sich ausdrücken, sind äußerst wichtig und eigentlich entscheidend.

Vauchez: Seit dem 14. Jahrhundert entwickelten sich Kirchenvorstellungen, die diejenigen Luthers schon ein bisschen erahnen ließen, und zwar in dem Sinne, dass man unterschied zwischen einer sichtbaren Kirche einerseits, der großen Kirche, der Kirche der bekennenden Christen oder Kirchgänger, und andererseits der kleinen Kirche, der Kirche derjenigen, die in den Augen Gottes Heilige waren. Es war diese

kleine Kirche, diese rein geistige und unsichtbare Kirche, die der großen Kirche Halt gab. Diese Unterscheidung im ausgehenden Mittelalter bereitete gewissermaßen den Bruch vor, auch wenn Luther natürlich protestantische Kirchen organisierte und nicht gegen die Institutionalisierung des Religiösen war. Das aber war für ihn zweitrangig. Die wahre Kirche war die Kirche derjenigen, die wirklich nach dem Evangelium leben. Und diese Kirche ist unsichtbar.

Chaix: Für die Kontinuität spricht auch eine Sache, der die deutschen Historikerinnen und Historiker in ihren Arbeiten zu Luther heute große Aufmerksamkeit widmen, nämlich die eschatologische Dimension. Sie lässt uns eine Reihe von Luthers Texten besser verstehen. Ich denke da insbesondere an die Schriften über das Papsttum, die Juden und die Türken, deren Gewalttätigkeit heute bisweilen schwer begreiflich ist.

Vauchez: In diesem Sinne steht er gewissen religiösen Strömungen am Ende des Mittelalters sehr nahe, insbesondere den Joachimiten und ihrem Gedanken, dass die Kirche in Richtung Fortschritt geht und am Ende einzig Gott „im Geiste und in der Wahrheit“ anbeten wird. Man braucht also keine Institution mehr, keinen Papst. In diesem Zusammenhang kann man auch die Rechtfertigung der Gewalt begreifen. Denn wenn man sich in einem apokalyptischen Kontext befindet, steht das Seelenheil auf dem Spiel: Man kämpft gegen den Antichristen. Von dem Augenblick an, da Luther im Papst und in der römischen Kirche den Antichristen ausgemacht hatte, war die Gewalt gegen Geistliche, gegen Kirchen und Heiligenstatuen, der Ikonoklasmus, gerechtfertigt, denn es ging um das Heil der Menschheit. Man glaubte, die Kirche habe die Botschaft des Evangeliums verraten, und man suchte nach einer Alternative, um sicherer zu diesem Heil zu gelangen.

Diese Gewalt gab es auch seitens der fest etablierten römischen Kirche. Warum setzte sich letztere dennoch nicht mehr so durch wie gegen die mittelalterlichen Häresien?

Vauchez: Die mittelalterlichen Häresien sind immer Minderheitsbewegungen gewesen. Selbst in den südfranzösischen Regionen des Katharismus, waren – den jüngsten Arbeiten von Jean-Louis Biget zufolge – höchstens 10 bis 15 Prozent der Bevölkerung echte Katharer; daneben gab

es vielleicht ebenfalls 15 Prozent Katholiken. Der Rest schwankte zwischen beiden Lagern hin und her. In bestimmten Teilen Böhmens wurde der Hussitismus dann erstmals zur Mehrheitsreligion. Seit Luther setzte sich die Bewegung dort durch, wo sie die Mehrheit bildet. Und wo sie die Mehrheit bildet, wird sie die offizielle Kirche. Das hat es zuvor im Okzident noch nicht gegeben. Hinzuzufügen ist, dass keine häretische Bewegung des Mittelalters offen von der politischen Obrigkeit unterstützt wurde, ganz im Gegenteil. Wenn Luther nicht sehr rasch die Unterstützung Kurfürst Friedrichs III. von Sachsen gewonnen hätte, hätte seine Bewegung nicht denselben Erfolg gehabt.

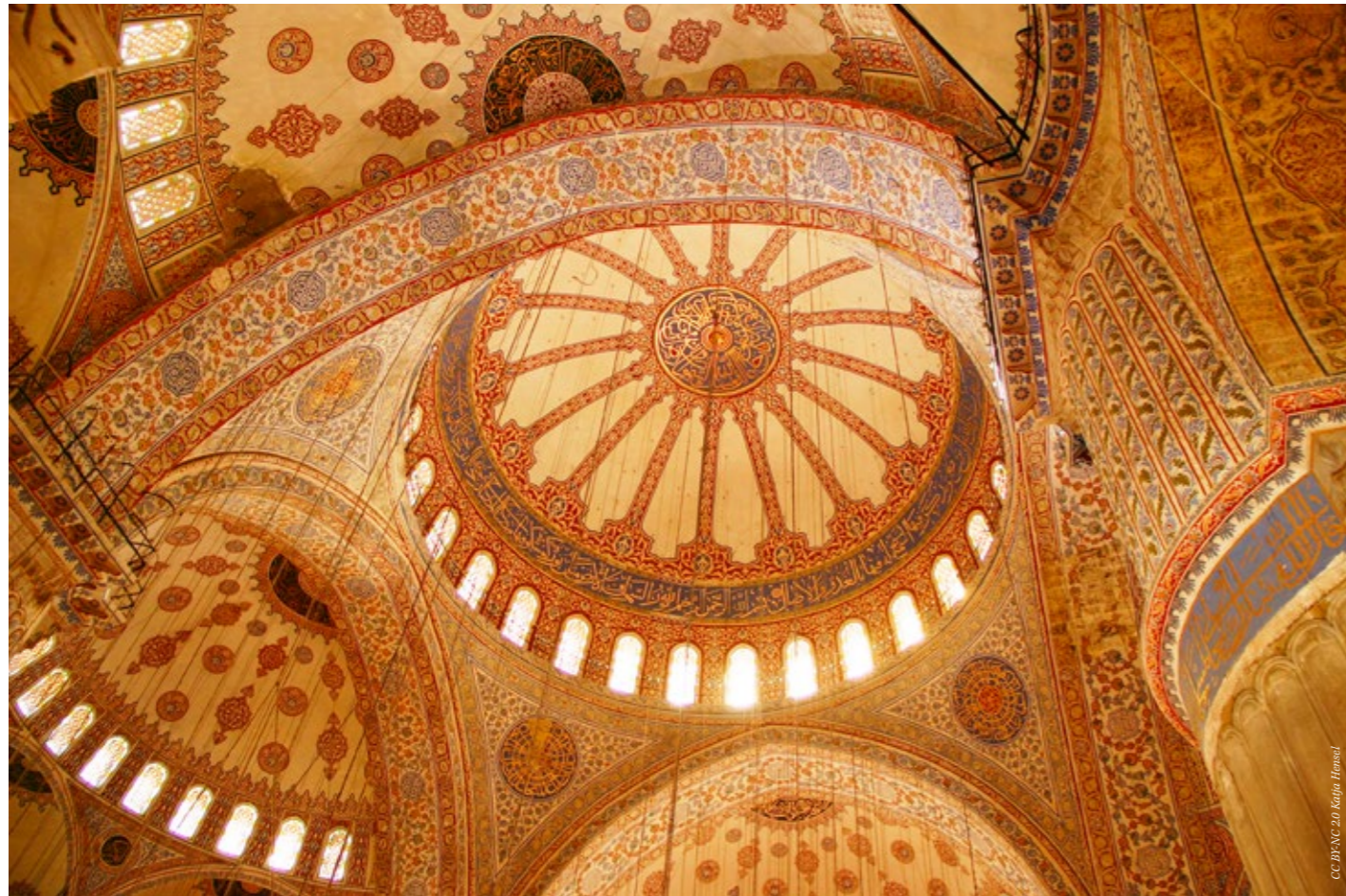
Chaix: Es gibt keine Häresie ohne die gleichzeitige (Neu-)Definition der Orthodoxie. Was sich mit der Reformation änderte, ist eben, dass der Papst – der beansprucht, die einzige Instanz zur Definition der Orthodoxie zu sein – in diesem Punkt diskreditiert wurde, nicht nur in den Gebieten, die zum Protestantismus übertraten. Dort wurde diese Verantwortung den akademischen Theologen und gegebenenfalls der weltlichen Obrigkeit übertragen. Das gilt teilweise selbst in Frankreich, wenn man an die gallikanischen Traditionen denkt. Diesbezüglich richteten sich die katholischen Länder erst im 19. Jahrhundert völlig auf Rom aus.

Aus dem Französischen übersetzt von Andreas Förster.

INFO

Der Mediävist André Vauchez hat unter anderem an den Universitäten Paris-Sorbonne und Paris 10 Nanterre gelehrt, bevor er die École française de Rome (1985–2003) leitete. Er ist Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres und erhielt 2013 den Balzan-Preis. 2014 erschien seine Monographie „Les hérétiques au Moyen Age“.

Der Frühneuzeithistoriker Gérald Chaix war Professor in Tours und Direktor des dortigen Centre d'études supérieures de la Renaissance, danach Rektor der Akademie Straßburg und Nantes. Der hervorragende Kenner von Kölns Geschichte im konfessionellen Zeitalter arbeitet gegenwärtig an einer kurzen Geschichte der Reformation.



CC BY-NC 2.0 Katja Hensel

Zur Dialektik zwischen einer Religion des Korans und einer Religion des Propheten im sunnitischen Islam der Türkei

Innenansicht der
Blauen Moschee in
Istanbul.

Die sukzessiven Krisen im Anschluss an die Veröffentlichung von Karikaturen des Propheten Mohammed im Jahre 2005 lassen die Idee einer einseitigen Fixierung auf den Propheten in der muslimischen Welt glaubwürdig erscheinen. Zu dieser scheinbaren Fixierung gesellt sich eine zunehmende Zahl von Strömungen innerhalb der muslimischen Welt, die eine wörtliche Auslegung des Korans bevorzugen und von denen der Salafismus wohl die sichtbarste ist. All diese Entwicklungen tragen zum Bild eines erstarrten Islams bei, der es nicht geschafft zu haben scheint, sich den Gegebenheiten der Gegenwart anzupassen und die oftmals als notwendig erachteten Reformen – analog zu jenen der westlichen Welt – durchzuführen.

Im Rahmen des ambitionierten deutsch-französischen Forschungsprojektes¹ „Neue Religiositäten in der Türkei: Wiederverzauberung in einem säkularisierten muslimischen Land?“ am Orient-Institut (OI) Istanbul studieren wir neue religiöse Formen in der Türkei. Dieses Vorhaben beinhaltet unter anderem eine Analyse der aktuellen Verwendung des Korans und der *Hadithe* sowie der Rolle, die dem Propheten Mohammed zugeschrieben wird. Aus dieser kollektiven Forschungsarbeit speisen sich die folgenden Reflektionen.

Staatliche Kontrolle und strukturelle Wandlung der Religion

Zunächst muss die Bedeutung des langen Säkularisierungsprozesses in der Türkei hervorgehoben werden, der sich während der ersten beiden Jahrzehnte im Anschluss an die Gründung der Republik, also in den 1920er und 1930er Jahren, stark intensivierte. Dieser Prozess resultierte in einer zunehmenden staatlichen Kontrolle über alles Religiöse, am deutlichsten sichtbar in der Gründung des Amtes für religiöse Angelegenheiten (*Diyanet*). Auch wenn die politischen Gegebenheiten der frühen Republik ihn nicht begründeten, so beschleunigten sie neben der Säkularisierung ebenso den Prozess der Türkisierung von Religion, der tiefgreifende strukturelle Auswirkungen auf den sunnitischen Islam in der Türkei hatte. Häufig überschattet ein einziger, viel diskutierter Aspekt alle anderen in Diskussionen zu diesem Thema, nämlich die Türkisierung des öffentlichen Gebetes im Zeitraum von 1932 bis 1950. Andere Aspekte, wie etwa die Reform des Alphabets, die den Bezug der mehrheitlich muslimischen Bevölkerung zu religiösen Texten grundlegend veränderte, werden hingegen oft vernachlässigt.

Seit Ende der 1920er Jahre erscheinen regelmäßig türkische Übersetzungen des arabischen Korans,² die im Laufe der Zeit in zunehmend kürzeren Abständen veröffentlicht werden. Bisher wurden etwa 200 Übersetzungen (*meal*) und 50 Exegesen (*tefsir*) des Korans im Türkischen publiziert, mit einer regelrechten Proliferation neuer Übersetzungen nach

1990. In der Türkei werden jedes Jahr etwa eine Million türkische Koranübersetzungen verkauft, wobei Dutzende verschiedener Übersetzungen angeboten werden. Von im Internet verfügbaren Versionen ganz zu schweigen. Das *Diyanet* scheint den Markt nicht mehr kontrollieren zu können, da es allem Anschein nach das relative Monopol auf die religiöse Deutungshoheit verloren hat. Es stellt sich sogar die Frage, aufgeworfen unter anderem von Süleyman Ateş, einem ehemaligen Präsidenten des *Diyanet*, ob sich heutzutage nicht jede religiöse Gemeinschaft (*cemaat*) in der Türkei in der Pflicht sehe, ihre eigene Übersetzung des Korans ins Türkische vorzunehmen. Zu den religiösen Gemeinschaften müssen hier auch virtuelle Gemeinschaften gezählt werden. Bei diesen handelt es sich um türkische Autoren und ihre Leserschaft, wobei erstere nicht nur in der Türkei, sondern auch in der Diaspora ansässig sein können und per Internet sowie mittels Printmedien ihre Interpretationen des Korans sowie des Islams verbreiten. Beispielsweise könnte hier Ahmet Hulusi genannt werden, der in den Vereinigten Staaten ansässig ist.

In seltenen Fällen kann der exegetische Prozess Texte produzieren, die selbst sakralisiert werden. Das bedeutendste Beispiel in der Türkei ist das der „Risale-i Nur“ (Abhandlung des Lichts), eine Sammlung von Schriften Said Nursis, des Gründers der Neo-Bruderschaft der Nurcus, innerhalb derer unter anderem auch die Gülen-Bewegung ihren Ursprung fand. Dieses Werk bildet in gleichem Maße wie ihr Gründer den Grundstein für die Konstruktion der Gemeinschaft.

Die Herausforderung, die Übersetzungen darstellen, ist jedoch nicht mehr nur politischer, etwa im Sinne einer Dezentralisierung religiöser Autorität, sondern auch hermeneutischer Natur. Die systematische Zunahme des Rückgriffs auf türkische Übersetzungen des Korans lässt nämlich die Grenze zwischen Übersetzung und Interpretation verschwimmen, da jede Übersetzung bereits Interpretation ist. Das wird zum Beispiel in den teils intensiven Debatten hinsichtlich der Übersetzung einzelner koranischer Verse deutlich.

Reformation und Hinwendung zum Konkordismus

Wie das Beispiel der europäischen Geschichte zeigt, kann Übersetzung auch in Reform münden. So war die Übersetzung des heiligen Textes im Falle der Reformation für die anschließenden religiösen Reformen bedeutend, während die Historisierung heiliger Texte den Grundstein für die Religionswissenschaft in Deutschland sowie für das Projekt Ernst Renans in Frankreich legte. Letzteres fand dank des Werkes „Vie de Jésus“ (1863) große internationale Beachtung und wurde auch von den frankophilen Eliten des späten Osmanischen Reiches und der frühen türkischen Republik bewundert, debattiert und übersetzt. Wie Renan forderten auch die Jungtürken und schließlich

¹ ANR-DFG Forschungsprojekt „Neue Religiositäten in der Türkei: Wiederverzauberung in einem säkularisierten muslimischen Land?“ (Akronym NEORELIGITUR).“

² Auch wenn die Frage der Übersetzung ins Türkische in der Türkei und auch der weiteren islamischen Welt heutzutage nicht mehr so häufig thematisiert wird wie zu Zeiten der Republikgründung, so ist die Publikation von Übersetzungen ohne den parallelen Druck des arabischen Originals auch heute noch ein Streitpunkt.

Mehmet Görmez,
Präsident des türkischen Amtes für religiöse Angelegenheiten (Diyanet).



³ Es handelt sich vor allem um Ausgaben des Kaynak Verlages und in geringerer Zahl des Berfin Verlages. Die Hauptautoren sind Turan Dursun (dessen Werke größtenteils posthum erschienen), İlhan Arsel, Abdullah Rıza Ergüven, Erol Sever und Arif Tekin.

⁴ Zwei Universitätsangehörige – der Philosoph Caner Taslamacı (Bilgi Universität Istanbul) und der Theologieprofessor Mehmet Okuyan (19 Mayıs Universität Samsun) – vertreten heute auch die Vorstellung, dass manche Verse geändert worden sind.

die Kemalisten eine von Aber- und Wunderglauben befreite Religion, eine Vernunftsreligion, die der populären Religion und ihren Überzeugungen entgegensteht. Diese Auffassung hatte, auch außerhalb jener Eliten, auf lange Sicht einen entscheidenden Einfluss auf das Konzept der Religion in der Türkei und der muslimischen Welt, was auch im Arrangement mit der islamischen Apologetik Niederschlag fand. Aus diesem Grund hat der Islam in der Türkei die Form des Konkordismus angenommen, dem eine Interpretation des heiligen Textes zu Grunde liegt, die wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht widerspricht. Heute ist diese Tendenz auch bei alternativen islamischen Autoritäten wie zum Beispiel Fethullah Gülen immer noch vorherrschend. Es ist dennoch festzustellen, dass der Konkordismus vornehmlich dazu dient, die „Wunder des Korans“ zu rühmen, das heißt im Koran Hinweise auf Kenntnisse zu finden, die die moderne Wissenschaft erst spät und manchmal nur unvollkommen errungen habe. Im Ausnahmefall des Kreationismus, innerhalb dessen Adnan Oktar (alias Harun Yahya) in der Türkei – dank systematischer Übersetzung seiner Werke in zahllose Sprachen auch im Ausland – eine wesentliche Rolle spielt, führt partieller Konkordismus in Verbindung mit Literalismus allerdings zur teilweisen Infragestellung der Wissenschaft, und nicht zu einem generellen Bekenntnis zur Kompatibilität von Religion und Wissenschaft. Darüber hinaus hat die lokale Religionswissenschaft, die in der Türkei „Geschichte der Religionen“ genannt wird, und die gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Teil der Theologie entstanden ist, zwar den frühen Islam historisch kontextualisiert, sich jedoch nicht an eine letztlich konsequente Historisierung des heiligen

Texts gewagt, die die Apologetik angegriffen hätte. Heute ist diese Herangehensweise eine Randerscheinung und nahezu vollständig auf als „Atheisten“³ diffamierte laizistische Autoren und Verlage sowie die extreme Linke beschränkt.

Die Logik der Historisierung des Korans relativiert in letzter Konsequenz seinen unantastbaren und unabänderlichen Charakter. Diese Kritik ist auch Teil der Exegese des „Koranismus“ (*kurançılık*) nach Edip Yüksel. Yüksel ist ein türkischer Intellektueller kurdischer Abstammung, der im Exil in den Vereinigten Staaten lebt. Er ist ein Schüler des ägyptischen Rashad Khalifa, der 1990 ermordet wurde. Khalifa hatte behauptet, dass zwei Verse am Ende der neunten Sure des Korans nachträgliche Ergänzungen seien.⁴ Diese Erkenntnis schloss er aus numerologischen Berechnungen, basierend auf der stetigen Wiederkehr der Zahl 19 im koranischen Text. Die Bedeutung der Numerologie für den Koranismus stellt ein weiteres Argument für die Stigmatisierung seiner Thesen dar, fördert aber gleichzeitig auch ihre Verbreitung in Kreisen türkischer Intellektueller mit einer Neigung zu Verschwörungstheorien und daher auch zum Lesen heiliger Bücher als kodierte Texte mit verborgenen Botschaften.

Was Kritiker dem Koranismus jedoch in erster Linie vorwerfen, ist seine Degradierung der Rolle des Propheten Mohammed. Paradoxerweise wird dessen Leben im Koran selbst sehr wenig Beachtung geschenkt, umso mehr jedoch in den *Hadisen*, den Kommentaren und sekundären Quellen des Korans. Dennoch wird der Lebensgeschichte des Propheten in der Türkei wie auch bereits im Osmanischen Reich

AUTOREN

Dilek Sarımsık ist Doktorandin an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales (EHESS) in Paris und Mitarbeiterin am Projekt „Neue Religiositäten in der Türkei: Wiederverzauberung in einem säkularisierten muslimischen Land?“ des OI Istanbul und des Centre d'études turques, ottomanes, balkaniques et centrasiatiques (CETOBaC).

Alexandre Toumarkine ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am OI Istanbul. Er leitete das gemeinschaftliche Forschungsprojekt „Neue religiöse Bewegungen in der Türkei“, das als Grundlage für das gegenwärtige Projekt diente.

„Der Kern des Problems liegt nun in der Furcht, eine ‚Religion des Propheten‘ könne eine ‚Religion des Buches‘ in den Schatten stellen, wohingegen einige Theologen und islamische Autoritäten wiederum auf der Notwendigkeit einer ‚Rückkehr zum Koran‘ als einzig legitime Quelle bestehen.“

ein zentraler Platz zugesprochen. Sein Leben wurde sogar Objekt eines eigenen Literaturgenres (*siyer-i nebi*). Diese Schlüsselrolle wird aus dem Umfang der Lesung des *Mevlids*⁵ in der religiösen Praxis ersichtlich. Nicht nur der Tag der Geburt des Propheten, sondern auch Übergangsriten wie zum Beispiel der vierte Tag nach Geburt oder Tod, das religiöse Opfer, die Heirat, die Rückkehr eines Pilgers von dem Hadsch oder der Aufbruch zum Militärdienst bieten Anlass für die Lektüre dieser Schrift. Ein aktuelles Beispiel für die Ritualisierung des Propheten und seines Lebens in der Türkei ist die „Heilige Woche“ zu Ehren der Geburt des Propheten, die 1989 vom Amt für religiöse Angelegenheiten ins Leben gerufen wurde.

Die dem Propheten Mohammed zugewiesene Rolle ist nicht unbedingt überraschend. Sie findet zum einen in anderen islamischen Ländern ihresgleichen und könnte zum anderen als Äquivalent der *imitatio Christi* sowie der *devotio moderna* gegen Ende des 14. Jahrhunderts angesehen werden. Der Kern des Problems liegt nun in der Furcht, eine „Religion des Propheten“ könne eine „Religion des Buches“ in den Schatten stellen, wohingegen einige Theologen und islamische Autoritäten wiederum auf der Notwendigkeit einer „Rückkehr zum Koran“ als einzig legitime Quelle bestehen. Diese Haltung eint die Koranisten mit anderen Akteuren, beispielsweise dem sehr laizistischen und medienwirksamen Theologen Yaşar Nuri Öztürk, oder auch mit İhsan Eliaçık, dem Vordenker einer neuen Bewegung innerhalb des politischen Islams in der Türkei, der antikapitalistischen Muslime, die sich der konservativ-religiösen jedoch neoliberalen Regierungspartei AKP rigoros entgegenstellen.

Der türkische Islam ist bis heute aufgrund seiner Konstruktion als republikanisches Projekt von dieser Spannung durchzogen: Es galt eine „aufgeklärte“ Religion frei von Aberglauben zu erschaffen und gleichzeitig die populäre Religion kontrollieren zu können, in der die Ritualisierung des Lebens des Propheten den religiösen Alltag verzauberte. Sowenig diese Spannung endete, als im November 2002 die islamisch-konservative Gerechtigkeits- und Entwicklungspartei (AKP) an die Macht gelangte, wurde die Kontrolle über den „religiösen Markt“ wiedererrungen. Stattdessen nahm die Zahl neuer religiöser Autoritäten weiter zu. Eine im Jahre 2014 vom Amt für religiöse Angelegenheiten veröffentlichte Ausgabe der *Hadise* in sieben Bänden hat gezeigt, dass dieses Unterfangen, obwohl recht maßvoll, heftige Polemik entfachte. Die Autoren der Ausgabe wurden beschuldigt, der *sola scriptura* nachgegeben zu haben, also der Ausschließlichkeit der heiligen Schrift als legitime Quelle und somit einer im Geiste protestantischen und vom imperialistischen Westen vorgegebenen Vorstellung.

Insofern als die extreme Sakralisierung der prophetischen Figur als Bollwerk gegen eine exzessive Subjektivierung der Lesung des Korans fungiert, orientiert sie sich gleichfalls auf einen mehr oder minder eingeschränkten Literalismus hin. Koranische Exegese einer Religion des Korans jedoch, die ebenso eine Religion des Propheten ist, basiert wenig überraschend auf dessen Verkörperung, die es wiederum erlaubt, das islamische Dogma aufrecht zu erhalten.

⁵ Seit 1588 n.u.Z. wird das *Mevlid*, ein langes Gedicht, das die Geburt und das Leben des Propheten umfasst, öffentlich am Tage der Geburt des Propheten verlesen, der auf den zwölften Tag des dritten Monats des islamischen Kalenderjahres festgelegt worden ist.

Wir danken Till Luge (OI Istanbul) und Rebecca Mattes für die Übersetzung des Textes.

Der einsame Tod

Ein unterschätztes Phänomen?

Einsamkeit rückt als Empfindung immer stärker in den Fokus der Wissenschaft, beeinflusst sie doch wie keine andere das physische und psychische Wohlbefinden des Einzelnen und ganzer Gesellschaften. Der Wandel sozialer Lebensgewohnheiten führt dazu, dass Einsamkeit besonders als altersbedingtes Phänomen wahrgenommen wird.

In Japan hat in den letzten Jahren ein mit der zunehmenden Einsamkeit verwandtes Problem viel Aufmerksamkeit erregt: Als *Kodokushi* werden Todesfälle bezeichnet, bei denen die Verstorbenen oft erst geraume Zeit nach ihrem Ableben aufgefunden werden. Dabei handelt es sich vermehrt um ältere, alleinstehende Personen ohne soziale Bindungen. Diese „einsamen Tode“ erfahren in Japan und auch international erhöhte Aufmerksamkeit durch die Medien, da gerade vor dem Hintergrund eines demografischen Wandels der Weltbevölkerung eine Untersuchung der Ursachen sinnvoll erscheint. Dabei ist der einsame Tod kein neues Phänomen, im Gegenteil: Er existiert bereits seit der Meiji-Zeit, also seit dem 19. Jahrhundert. Warum also ein neuer Begriff für ein altes Problem?

Opfer von Naturkatastrophen?

In das Zentrum der Öffentlichkeit rückte diese Art von Todesfällen besonders nach großen Naturkatastrophen, wie beispielsweise dem Erdbeben von Kōbe im Jahr 1995. In Folge dessen waren viele Menschen in Notunterkünften untergebracht und oft von ihrem sozialen Umfeld abgeschnitten. Als im Jahr 2001 die letzten dieser behelfsmäßigen Wohnstätten geschlossen wurden, berichtete die Zeitung *Asahi Shinbun*, dass in den gesamten sechs Jahren 233 Bewohner einen einsamen Tod erlitten haben. Die Todesfälle wurden jedoch als Nachhall des Erdbebens angesehen und nicht in einem besonderen sozialen Kontext weiter untersucht, bis die Rundfunkgesellschaft NHK das Thema in einer Dokumentation von 2005 neu aufgriff. Die Anzahl dieser Art von Todesfällen deutet

auf das Entstehen einer Gesellschaft ohne Bindungen hin, einer sogenannten *muenshakai*. In einer solchen Gesellschaft verlieren die Menschen ihre Bindungen zu Verwandten, Nachbarn und Kollegen, weshalb sie mit höherer Wahrscheinlichkeit einen einsamen und abgeschiedenen Tod (*muenshi*) erleiden.

Im Zuge dieser Ereignisse begann sich auch die japanische Politik für das Thema zu interessieren. Sie vermerkte in ihrem jährlichen „Bericht über die alternde Gesellschaft“, dass das verspätete Auffinden eines Verstorbenen die menschliche Würde verletze und zudem eine zusätzliche psychische und finanzielle Belastung für die Hinterbliebenen darstelle. Das Phänomen sei als Folge einer sozialen Isolierung zu Lebzeiten zu betrachten, zu deren Verringerung Gegenmaßnahmen ergriffen werden müssten. Japan stellt dabei allerdings keineswegs einen Einzelfall dar, auch in anderen Ländern kam es vermehrt zu unbemerkten Todesfällen, besonders im Zusammenhang mit Naturkatastrophen, wie zum Beispiel der Hitzewelle in Chicago 1995.

Wissenschaftliche Erhebungen zu der Anzahl einsamer Todesfälle gestalten sich weiterhin schwierig, da noch immer keine landesweit einheitliche Definition des Phänomens existiert. Im inneren Stadtgebiet von Tokio wird die Zahl unnatürlicher Todesfälle in Einpersonenhaushalten als ungefährender Richtwert für die Zahl von einsamen Todesfällen verwendet. Demzufolge verstarben 2013 in Tokio 4.500 Personen unbemerkt, wobei die Zahlen weiterhin ansteigen und zwei Drittel der Opfer männlich sind.



Japans Gesellschaft befindet sich im Wandel, was besonders mit der fortschreitenden Landflucht, dem Abnehmen eines Gemeinschaftsgefühls und eines engen sozialen Gefüges verbunden ist.

Familie, Ehe und Lebensgewohnheiten im Wandel

Die Ursache für viele unbemerkte Todesfälle liegt oft im sozialen Umfeld der Opfer. Eine entscheidende Rolle spielen hierbei familiäre Beziehungen. Es hat sich jedoch in den letzten Jahren gezeigt, dass gerade die Familie als Institution einem strukturellen Wandel unterliegt. Die Anzahl der verheirateten Personen zwischen 20 und 40 ist in den vergangenen 90 Jahren um 30 Prozent gesunken, dafür wird ein Aufwärtstrend bei den über 50-Jährigen verzeichnet, die noch unverheiratet sind. Auffällig ist auch hier, dass gerade Männer seit den 1980er Jahren dazu tendieren, unverheiratet zu bleiben, was in Relation zu den oftmals männlichen Opfern zu sehen ist. Hinzu kommt, dass sich auch die Lebensgewohnheiten in Japan immer mehr verändert haben. So steigt der Anteil der über 65-Jährigen Alleinlebenden konstant an.

Japans Gesellschaft befindet sich also im Wandel, was besonders mit der zunehmenden Landflucht und somit dem Abnehmen eines Gemeinschaftsgefühls und eines engen sozialen Gefüges verbunden ist. Indikator für diese Entwicklung ist eine neue Form der japanischen Bestattung (*seizenshiki*), bei der die noch lebende Person eine Art Abschiedszeremonie für sich selbst mit Freunden und Verwandten gestaltet. Gründe hierfür sind vor allem die Unsicherheit darüber, wer nach dem Ableben Sorge für eine würdige Bestattung tragen wird.

Die Sorge über den Tod

Unbemerkte Todesfälle stuft die Forschungsliteratur oft als Einzelfälle ein, die vielfach nach Naturkatastrophen auftreten und als Nachwirkung dieser betrachtet werden. Dabei ausgeklammert wurde bisher eine Untersuchung der Auswirkungen auf die japanische Gesellschaft. Machen sich die Menschen viele Sorgen darüber, alleine zu sterben? Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle? Sind diese Sorgen alters- oder geschlechtsspezifisch gebunden?

Im Blickpunkt der Untersuchung stehen nicht nur eventuelle Sorgen sondern auch deren Auswirkungen auf das Gefühl von Zufriedenheit und die Gesundheit. All diese emotionalen und physischen Komponenten beeinflussen sich gegenseitig. So zeigte eine 2013 durchgeführte Studie der japanischen Regierung über die Lebensqualität der Japaner, dass sich 32 Prozent der Befragten Sorgen machten, allein zu sterben. Aus diesem Anlass wurden in einer Kooperationsstudie mit der Xi'an Jiaotong-Liverpool University die Daten der japanischen Regierung am Deutschen Institut für Japanstudien (DIJ) Tokyo analysiert.

Dabei wurde ersichtlich, dass innerhalb einzelner Altersgruppen starke Unterschiede bestehen. Wurde zuvor angenommen, dass sich besonders ältere Personen Gedanken über einen einsamen Tod machen, so offenbarte sich, dass die Sorge darüber schon mit 20 Jahren beginnt und erst mit 79 Jahren wieder abnimmt. Daher kann sie auch nicht weiterhin als Indiz für eine ältere Generation gelten, sondern muss da-

Die Zahl der jungen, einsamen Menschen in Japan nimmt zu.



AUTOR

Tim Tiefenbach promovierte 2011 nach seinem Studium der „Philosophy and Economics“ im Fach Volkswirtschaftslehre an der Universität Bayreuth. Seit Oktober 2011 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am DIJ Tokyo. Innerhalb des Forschungsgebiets der ökonomischen Glücksforschung beschäftigt er sich mit den Determinanten von Glück, Einsamkeit sowie Sorgen und Ängsten.

hingehend relativiert werden, dass besonders junge Menschen besorgt um ihr zukünftiges Wohlergehen und ein mögliches Ableben in Einsamkeit sind.

Einsam, arm und krank

Soziale Isolation rangiert ganz vorne, wenn es zu der Frage nach den Ursachen für die Sorge der Menschen über einen einsamen Tod kommt. Eine extreme Anfälligkeit zeigen hierbei die 40- bis 59-Jährigen. Das ist global gesehen von höchstem Interesse, da der Anteil älterer Menschen in der Bevölkerung prozentual steigt.

Das Einkommen, der Familienstand, die Anzahl möglicher Kinder, die Art des Wohnens (Haus, Wohnung, alleinlebend oder nicht) und der einfache Zugang zur Nachbarschaft, zum Beispiel zu Supermärkten, Ärzten und Grünflächen, haben einen substantiellen Einfluss auf mögliche Sorgen einsam zu sterben. Wie stark sich die einzelnen Faktoren jedoch auswirken, ist altersabhängig. 20- bis 39-Jährige

empfinden stärkere Sorgen, wenn sie ein Gefühl der Einsamkeit haben, während sich 60- bis 85-Jährige eher davon betroffen fühlen, ob der Zugang zur Nachbarschaft unkompliziert ist und ob ihr Einkommen für ihren Lebensunterhalt ausreicht.

Eine generelle, altersübergreifende Unzufriedenheit mit den Nachbarschaftsbedingungen wirkt sich jedoch konstant auf mögliche Ängste vor einem einsamen Tod aus, dazu zählen unter anderem Luftverschmutzung oder Lärm. Auch geschlechterspezifische Unterschiede lassen sich festhalten: Bei Frauen sind Sorgen über einen möglichen einsamen Tod wahrscheinlicher als bei Männern, besonders im Alter zwischen 20 und 59 Jahren. Kinder hingegen reduzieren eventuellen Sorgen, zumindest für die Gruppe der 40- bis 85-Jährigen. Besonders junge Menschen sind zudem anfälliger, wenn sie allein leben, sich in keiner festen Partnerschaft befinden und sich in ihrer Wohnsituation nicht wohlfühlen.

Insgesamt lässt sich also festhalten, dass die Sorge um einen *Kodokushi* je nach Altersgruppe von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird, auch wenn die soziale Isolierung übergreifend eine wichtige Rolle einnimmt. Mobilität spielt besonders im Alter eine wichtige Rolle, während jüngere Menschen vor allem davon beeinflusst werden, ob sie sich in einer Partnerschaft befinden oder allein leben. Die Grundannahme, dass gerade ältere Personen von Sorgen über den Tod betroffen sind, ist nicht haltbar, vielmehr beginnt dieser Prozess in jungen Jahren und nimmt erst ab dem 79. Lebensjahr konstant ab. Auch sind Menschen im Alter von 60 bis 85 nicht anfälliger für die Auswirkungen von Sorgen auf ihr Zufriedenheitsgefühl; dies zieht sich durch alle Altersgruppen. Bemerkenswert ist, dass die meisten Opfer eines *Kodokushi* zwar Männer sind, Frauen jedoch öfter angeben, dass sie sich einsam und isoliert fühlen.

Die Politik hat diese Probleme zwar erkannt, jedoch noch keine wirklichen Präventivmaßnahmen, wie zum Beispiel finanzielle Unterstützung im Alter, eingeleitet. Auch das Problem der Wohnsituation, das alle Altersgruppen betrifft, könnte mithilfe von Begrünung und besseren gemeinschaftlichen Wohnmodellen minimiert werden. Ein schnelles und entschiedeneres Handeln wäre notwendig, denn die Gesellschaft wird insgesamt weiter altern. Bestehende und künftige Probleme, besonders im sozialen Bereich, könnten so schon frühzeitig bekämpft werden.

Nachrichten



Herbstführungen des DHI Rom

Wie in den vergangenen Jahren, hat das DHI Rom auch in diesem Herbst Führungen angeboten, die sich an die interessierte Öffentlichkeit richteten. In diesem Jahr war es ein zentrales Anliegen, Bibliotheken und Archive der Stadt Rom vorzustellen. Den Auftakt bildete ein Besuch des Museums und Archivs der jüdischen Gemeinde, an den sich ein Gang durch das ehemalige Ghetto und die Synagoge anschloss. Es folgten Führungen in der seit 1701 bestehenden Biblioteca Casanatense, im Archiv der Glaubenskongregation des Vatikans und jenem der Kongregation der Oratorianer. Eingeleitet wurden die Herbstführungen durch einen Vortrag von Amedeo Osti Guerrazzi, der eine Einführung in die zeitgeschichtlichen Bestände der römischen Archive gab.

Europäische Geschichtsschreibung in deutsch-französischer Kooperation

Im Sommer 2015 haben das Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG) Mainz, das LabEx „Écrire une histoire nouvelle de l'Europe“ (LabEx EHNE) und das DHI Paris eine Kooperationsvereinbarung unterzeichnet. Neben der gemeinsamen Veranstaltung von Tagungen zur europäischen Geschichte zielt sie darauf ab, die Online-Zyklopedien des IEG (Europäische Geschichte Online) und des LabEx EHNE („Encyclopédie pour une histoire nouvelle de l'Europe“) miteinander zu verknüpfen. Beide Editionsprojekte stellen

sich der Herausforderung einer neuen Geschichtsschreibung mit europäischer Dimension. Gemäß seiner Vermittlerfunktion wird das DHI Paris beide Institutionen dabei unterstützen, die Arbeit der Autorinnen und Autoren jeweils für das andere Editionsprojekt fruchtbar zu machen und redaktionelle Anpassungen und Übersetzungen zu ermöglichen.

Neue Mitglieder im Wissenschaftlichen Beirat des DHI Paris

Ab dem 1. Dezember 2015 werden Andreas Eckert, Professor für die Geschichte Afrikas an der Humboldt-Universität zu

Berlin, und Susanne Rau, Professorin für Geschichte und Kulturen der Räume in der Neuzeit an der Universität Erfurt, als neue Mitglieder im Wissenschaftlichen Beirat des DHI Paris tätig. Sie lösen den Beiratsvorsitzenden Martin Kintzinger, Universität Münster, und seinen Stellvertreter Horst Carl, Justus-Liebig-Universität Gießen, ab, deren Amtszeit Ende 2015 endet. Die ausscheidenden Beiräte haben in den vergangenen acht Jahren maßgeblich zum Erfolg des Instituts beigetragen.

Verabschiedung von Hartmut Berghoff als Direktor des DHI Washington

Am 18. Juni 2015 hielt Hartmut Berghoff seine Farewell Lecture zum Thema „Between Recovery and Decline? Observations of an Economic Historian on the Obama Years and Beyond“ als scheidender Direktor des DHI Washington, das er seit 2008 geleitet hatte. Nach Grußworten, unter anderem von Hans van Ess (Präsident der Max Weber Stiftung), Alexander Nützenadel (Vorsitzender des Beirats), David Blackburn (Friends of the GHII) und James Grossman (American Historical Association), die seine Verdienste als Direktor des DHI würdigten, analysierte Berghoff die jüngste wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Vereinigten Staaten und arbeitete sowohl deren Stärken als auch Defizite heraus. In seinem Fazit beschrieb Berghoff schließlich das Ende der USA als einzige Supermacht sowie den Übergang zu einer multipolaren Weltordnung.



Nachrichten



Verleihung des Fritz Stern Preises 2014 am DHI Washington

Am 14. November 2014 vergab der Freundeskreis des DHI Washington anlässlich seines 23. Symposiums den Fritz Stern Preis an zwei amerikanische Postdoktoranden. Chase Richards (University of Pennsylvania) wurde für seine Dissertation „Pages of Progress: German Liberalism and the Popular Press after 1848“ ausgezeichnet, die sich mit der politischen Kultur Deutschlands von 1848 bis 1871 am Beispiel der „Familienblätter“, populärer zeitgenössischer Magazine, beschäftigt. Ned Richardson-Little (University of North Carolina, Chapel Hill) erhielt den Preis für seine Dissertation „Between Dictatorship and Dissent: Ideology, Legitimacy and Human Rights in East Germany, 1945-1990“, die sich mit dem Menschenrechtsdiskurs in der DDR und seinen Auswirkungen auf Politik, Zivilgesellschaft und die Destabilisierung des Regimes beschäftigt. Der Preis wird jährlich für herausragende Dissertationen zur deutschen Geschichte an nordamerikanischen Universitäten verliehen.

Opernbestände

Vor kurzem abgeschlossen wurde am DHI Rom das von Roland Pfeiffer durchgeführte und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt „Die Opernbestände der Bibliotheken römischer Fürstenthümer – Erschließung und Auswertung“, an dessen Fertigstellung Claudio Cassaro (Digitale Fotografie) und Cecilia Meluzzi (Katalogisierung) mit-

wirkten. Eines der wichtigsten Ergebnisse des Projektes besteht in einem digitalen Archiv mit mehr als 115.000 Einzelbildern bzw. über 175 vollständigen Opernpartituren, die ein beeindruckendes Zeugnis vom römisch-neapolitanischen Bühnenbetrieb der Jahre von 1770 bis 1815 darstellen. Der Inhalt des geschützten Materials aus dem Privatbesitz zweier Adelsfamilien wurde somit vor dem Verfall bewahrt und ist interessierten Forscherinnen und Forschern auf Anfrage zugänglich. Eine kommentierte Präsentation im Intranet des Instituts ist derzeit in Vorbereitung (Kontakt: pfeiffer@dhi-roma.it).



Neues Internationales Geisteswissenschaftliches Kolleg in Indien

Im Juni 2015 bewilligte das Bundesministerium für Bildung und Forschung den Antrag eines deutsch-indischen Konsortiums auf Einrichtung eines Internationalen Kollegs für die Geistes- und Sozialwissenschaften (International Centre for Advanced Studies in the Humanities and Social Sciences) in Neu-Delhi. Von deutscher Seite soll das Programm nach der Weltreisenden und Naturforscherin M.S. Merian (1647–1717) benannt werden. Das Leitthema des Kollegs lautet „Metamorphosen des Politischen: Vergleichende Perspektiven auf das lange 20. Jahrhundert“. Projektpartner des kurz als ICAS:MP bezeichneten Kollegs sind das Centre for Modern India der Universität Würzburg, das Centre for Modern Indian Studies (CeMIS) der Georg-August-Universität Göttingen, das Centre for the Study of Developing Societies (CSDS)

in New Delhi, das Centre for Studies in Social Sciences, Calcutta (CSSSC), das Institute of Economic Growth, New Delhi, das Max Weber Kolleg für kultur- und geisteswissenschaftliche Studien der Universität Erfurt sowie die Max Weber Stiftung und ihr DHI in London. Die Max Weber Stiftung hat die Funktion des Verbundkoordinators, das DHI London ist mitverantwortlich für das thematische Modul „Geschichte als Politische Kategorie“. Bewilligt wurden zunächst circa 1 Million Euro für eine zweijährige Vorphase, der – nach positiver Evaluierung – eine sechsjährige Hauptphase und eine Abschlussphase von weiteren vier Jahren folgen sollen. Das Kolleg hat zum 1. Juli 2015 die Arbeit aufgenommen (micasmp.hypotheses.org).

Neue Mitglieder im Stiftungsrat

In den Stiftungsrat der Max Weber Stiftung sind drei neue Mitglieder berufen worden. Enno Aufderheide war bereits als Leiter der Abteilung „Forschungspolitik und Außenbeziehungen“ an der Max-Planck-Gesellschaft in München und als Geschäftsführer der Minerva-Stiftung tätig. Seit 2010 ist er Generalsekretär der Alexander-von-Humboldt-Stiftung in Bonn. Elke Seefried ist seit 2014 Professorin für Neueste Geschichte an der Universität Augsburg und zweite stellvertretende Direktorin des Instituts für Zeitgeschichte (IfZ). Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderem die Geschichte des deutschen Liberalismus sowie der Weimarer Republik.

Neuer Gerda-Henkel-Gastprofessor am DHI London

Lutz Raphael, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Trier, tritt zum 1. Oktober die am DHI London und der London School of Economics and Political Science (LSE) angesiedelte Gerda-Henkel-Gastprofessur an. Raphael hatte bereits Gastprofessuren an der École des Hautes Études en

Sciences Sociales, an der Université Paris Didérot und am St. Antony's College Oxford inne. 2013 erhielt er den Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft. In London arbeitet er an einem Projekt zum Wandel von Industriearbeit in Westeuropa im späten 20. Jahrhundert. An der LSE unterrichtet er einen Kurs zur deutschen Ideengeschichte zwischen dem Ersten Weltkrieg und der Wiedervereinigung.

Neuer Forschungsbereich „Mensch, Medizin und Gesellschaft“ am OI Istanbul

Innovationen in der Medizin treiben die „Optimierung“ des Menschen in einer Weise voran, daß unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche wie etwa Kultur, Politik und das Gesundheitssystem vor grundlegend neue Herausforderungen gestellt werden. Körpermodifikationen wie Schönheitsoperationen, Self-Tracking als eine Form der Selbstvermessung, die Speicherung von Gesundheitsdaten, wie etwa durch eine vom türkischen Gesundheitsministerium eigens entwickelte Software-Anwendung, Reproduktionstechnologien und Formen der Manipulation menschlichen Erbguts, sind zentrale Ausformungen des Strebens nach (medizinischer) Optimierung. Das unter der Leitung der Soziologin Melike Şahinol derzeit am OI Istanbul neu aufzubauende Forschungsfeld „Mensch, Medizin und Gesellschaft“ widmet sich der Untersuchung dieser Prozesse im Hinblick auf die Türkei, deren junge und als dynamisch geltende Gesellschaft diesen Prozessen und ihren Auswirkungen in besonderer Schärfe ausgesetzt ist. Aufgabe des Forschungsfelds ist es, diese Wandlungsprozesse systematisch zu untersuchen und dabei die Folgen dieser Dynamiken für Mensch und Gesellschaft zu verstehen.



10 Jahre DHI Moskau

Am 15. September 2015 fand im Staatlichen Historischen Museum Moskau die Jubiläumsfeier des DHI Moskau statt. Gemeinsam mit hochrangigen Gästen aus Politik und Wissenschaft wurde – auch in Gedenken an den Großbrand im Januar 2015, bei dem große Teile des Institutsgebäudes zerstört wurden – das zehnjährige Bestehen gefeiert. Unter anderem hielt Ulrich Herbert von der Universität Freiburg einen Festvortrag mit dem Thema „Deutschland im 20. Jahrhundert“. Das DHI Moskau wurde 2005 auf Initiative und mit Drittmitteln der Alfred-Krupp-von-Bohlen-und-Halbach-Stiftung und der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerus gegründet. Seit 2009 ist es eines von insgesamt zehn geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen im Ausland, die zu der in Bonn ansässigen, vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanzierten Max Weber Stiftung gehören.

Neumitglieder im Wissenschaftlichen Beirat des DHI London

Das DHI London besetzt drei der neun Sitze im Wissenschaftlichen Beirat mit Kolleginnen und Kollegen von britischen Universitäten. Nach achtjähriger, sehr engagierter Beiratstätigkeit endete im April 2015 das Mandat von Richard Bessel von

der Universität York. Zu seinem Nachfolger bestellte der Stiftungsrat der Max Weber Stiftung Neil Gregor von der Universität Southampton. Gregor ist Spezialist für deutsche Geschichte, vornehmlich im 20. Jahrhundert.

Einwanderung und Unternehmertum

Immigrant Entrepreneurs in den USA

Seit 2010 koordiniert ein wissenschaftliches Team am Deutschen Historischen Institut (DHI) Washington das Online-Projekt „Immigrant Entrepreneurship: German-American Business Biographies, 1720 to the Present“. Anhand von biographischen Artikeln sowie thematischen Überblicksdarstellungen präsentiert das Projekt die facettenreiche Verbindung von Immigration und Unternehmertum und die Rolle, die deutsche Immigrantinnen und Immigranten bei der Formierung von amerikanischer Wirtschaft und Gesellschaft über die letzten Jahrhunderte spielten. Projektmanagerin Jessica Csoma führte das Interview mit den Projektleitern Hartmut Berghoff und Uwe Spiekermann.

Die New Yorker Brooklyn Bridge wurde vom deutschstämmigen Ingenieur Johann August Röbling (1806–1869) entworfen. Die Konstruktion führte nach dessen frühzeitigem Tod sein Sohn Washington Augustus Roebling (1837–1926) aus.



Das Immigrant Entrepreneurship Projektteam: (v. l. n. r.): Jessica Csoma, Hartmut Berghoff, Kelly McCullough, Uwe Spiekermann, Barbara Bäuerle, Atiba Pertilla, Bryan Hart, Benjamin Schwantes.



Sie haben das Immigrant-Entrepreneurship-Projekt vor fünf Jahren am DHI Washington ins Leben gerufen. Welche Forschungsdesiderate gab und gibt es auf diesem Gebiet?

Berghoff: Die bisherige Forschung zur Geschichte der deutschen Immigration in die USA folgte zwei Hauptlinien: Zum einen ging es um die allgemeinen Trends, die Erfahrung der großen Mehrzahl. In dieser Betrachtung war kein Platz für Individuen und einzelne Gruppen. Zum anderen konzentrierte sich die Forschung auf einige wenige Gruppen, auf die die Einwanderer besonders stolz waren und die zugleich gute Quellen hinterlassen haben: Künstler, Journalisten, Politiker und Theologen. Auch die Exilerfahrung der religiös und rassistisch Verfolgten fand besonderes Interesse. Unternehmer aber blieben ausgeblendet. Sie wurden vergessen – auch, weil die wirtschaftlichen Ursachen für die Einwanderung weniger stark gewichtet wurden.

Spiekermann: Wichtig war auch die Verschränkung von Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte. Unternehmens- und Migrationsgeschichte, wie wir sie im Projekt praktizieren, stehen für eine integrierte Forschung, die Einseitigkeiten der Teildisziplinen aufbrechen kann. Unternehmer waren und sind eben nicht nur wirtschaftliche Akteure oder von Gewinn getriebene Entscheidungsträger. Sie waren von Emotionen und Erfahrungen geprägt, waren eingebunden in soziale und familiäre Netzwerke, prägten ihre Firmen und Belegschaften, engagierten sich politisch und leisteten Beiträge für ihre Städte, für die Bewältigung von Armut und Not. All dies ist zusammenzuführen – und das ist der früheren Forschung nur in Ausnahmefällen gelungen.

Das Projekt deckt knapp dreihundert Jahre ab. Wie hat sich die Definition von *Immigrant Entrepreneurs* in diesem Zeitraum verändert?

Berghoff: Grundlegend! Händler und Handwerker im 18. Jahrhundert hatten eine deutlich andere Handlungslogik als die Immigranten, die die Chancen des amerikanischen Produktionssystems seit Mitte des 19. Jahrhunderts ergriffen. Bei letzteren waren standardisierte Güter gefragt, seien es Steinway-Flügel oder Hot-Dog-Würste von Oscar Mayer. In den USA gab es wachsende Massenmärkte, auch bedingt durch die andere Struktur dieser Gesellschaft von Immigranten. Die Unternehmer des 19. und frühen 20. Jahrhunderts organisierten zumeist Massenproduktion, erlaubten so preiswerte Waren hoher Qualität; und sie nutzten ihre Stellung zwischen Deutschland und den USA, um Wissen und Kapital über den Atlantik hinweg auszutauschen. In der Zwischenkriegszeit oder nach dem zweiten Weltkrieg waren die Muster wiederum ganz anders: Wissensbasierte Unternehmen entstanden, die Immigranten und Immigrantinnen waren meist akademisch ausgebildet und nutzten die Chancen moderner Wissensgesellschaften: Konstantin Guericke, Mitgründer von LinkedIn, oder Peter Thiel, Mitgründer von PayPal, sind gute Beispiele hierfür.

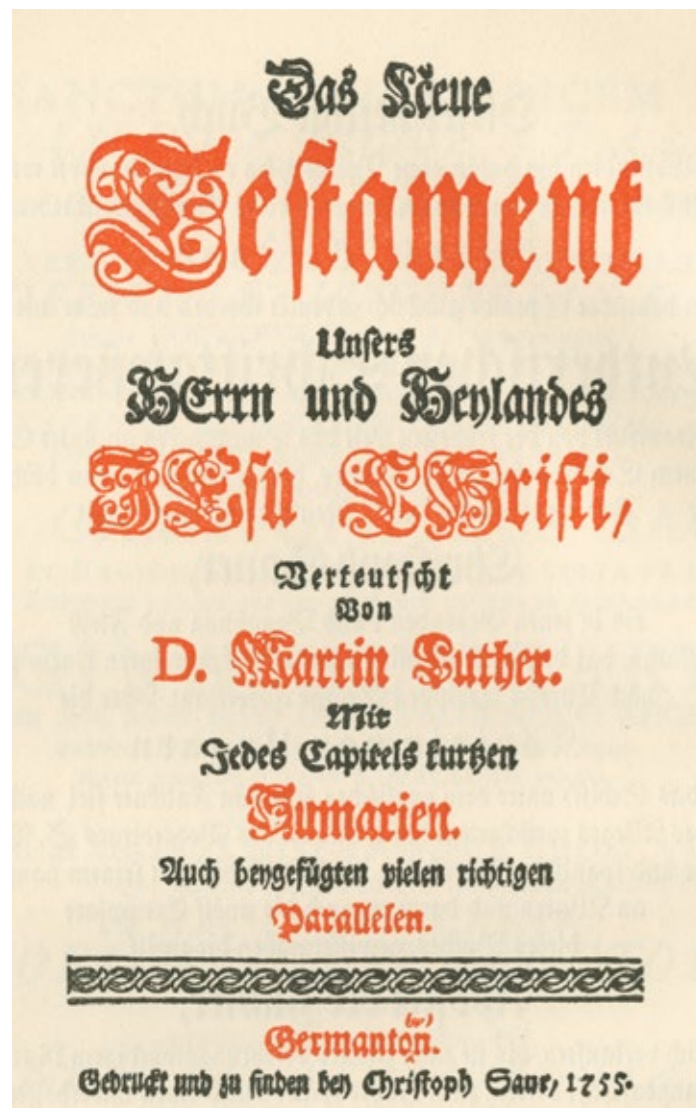
Das Genre „Biographie“ birgt Chancen aber auch Risiken. Wie sind Sie mit diesen Herausforderungen innerhalb des Projekts umgegangen?

Spiekermann: Biographien galten lange Zeit über als ein konservatives Genre, als Glorifizierung der ohnehin Erfolgreichen. Und wenn man die Geschichte von Unternehmensbiographien untersucht, so

findet man dort in der Tat zahllose Beispiele für eindimensionale Erfolgsgeschichten. Das ist gewiss einer der Gründe für die Faszination der Biographie, in der Leben erfahrbar wird und es Anknüpfungspunkte für Identifikation und Zustimmung gibt. Das reflektieren wir kritisch, gehen aber analytisch weit darüber hinaus: Die Erfahrungen der Alltagsgeschichte fließen in das Projekt mit ein, die Verwobenheit von Biographien mit Herkunft, Zielorten, Klassen und Geschlecht. Es gilt, Strukturen und die Fähnisse des einzelnen Lebens miteinander zu verweben, den Möglichkeitsraum auszuloten, der jedem Einzelnen Grenzen zieht, aber auch einen Bezugsrahmen gibt. Biographien sind häufig konfliktierende Narrative eines Lebens – und vielfach stimmen die Lebenserzählung der Unternehmer und die der Historiker nicht überein. Eine wissenschaftlich fundierte Biographie stellt daher hohe Anforderungen und gehört zu den Königsdisziplinen der Geschichtswissenschaft.

Sind Unternehmer nicht doch eine recht einseitige Gruppe, handelt es sich doch vor allem um Männer, weiße zumal?

Berghoff: Im 18. und späten 20. Jahrhundert besaßen Frauen größere Chancen, unternehmerisch tätig zu sein, als im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Wir können die Geschichte der Geschlechterhierarchien in dieser letzteren Phase nicht umschreiben: Frauen waren nur in Ausnahmen als Unternehmerinnen tätig, schon weil sie rechtlich diskriminiert wurden, weil ihre Ausbildung ihnen viele Wege nicht eröffnete. Doch es gibt Ausnahmen, gerade im Bereich haushaltsnaher Dienstleistungen oder aber der Publizistik. Zudem gab es so etwas wie *hidden entrepreneurship* von Frauen, wenn sie



Johann Christoph Sauer (1695–1758) druckte 1758 in Germantown, Pennsylvania, dieses deutschsprachige Neue Testament.

etwa im Hintergrund aktiv waren und die Geschäfte ihrer Ehemänner, Brüder oder Söhne vorantrieben, in der Öffentlichkeit aber kaum hervortraten, um nicht gegen die dominanten Geschlechterstereotype zu verstoßen. Das änderte sich nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere nach 1970. In unserem *Sample* wären etwa zu nennen: Lilian Vernon, die den Versandhandel in den USA neu gestaltete, Sue Mengers, die als Künstleragentin mit vielen Hollywood-Größen zusammengearbeitet hat, oder Gertrude Boyle, Firmenchefin von Columbia Sportswear.

Sie haben das Projekt ganz bewusst digital konzipiert – alle Artikel einschließlich Zusatzmaterial werden ausschließlich online auf der Projektwebsite publiziert. Warum haben Sie sich dafür entschieden?

Spiekermann: Zum einen war das eine pragmatische Entscheidung: Konventionelle Biographieprojekte verschleifen meist Jahre, teils Jahrzehnte, bis gedruckte Bände vorliegen. Wir wollten jedoch schnell Ergebnisse vorweisen. Dies war auch wichtig, um weitere Autorinnen und Autoren zu gewinnen. Online-Projekte

werden gerade von arrivierten Historikerinnen und Historikern mit einer gewissen Skepsis gesehen. In den USA, und das ist ein zweiter Grund für eine Online-Plattform, ist *Public History* jedoch wesentlich besser etabliert als in Deutschland. Geschichte kompetent und verständlich zu schreiben, Texte mit Bildern und Quellen anzureichern, ist in den Staaten ein allgemein akzeptiertes Genre, auch unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Das DHI Washington hat drittens schon eine lange und durchaus erfolgreiche Geschichte von Online-Projekten: „German History in Documents and Images“ ist ein erfolgreiches Beispiel hierfür. Schließlich wollten wir auch der Öffentlichkeit unmittelbar und kostenfrei Zugang zu Forschungsergebnissen ermöglichen.

Das Schwerpunktthema des aktuellen Magazins ist „Glaube und Protest.“ Wie fließt dieses Thema in die Geschichte der deutschen Einwanderung nach Amerika ein?

Berghoff: Deutsche Einwanderung in die USA ist immer auch Teil der Geschichte religiöser und rassistischer Verfolgung und des Traums, seine Religion friedlich praktizieren zu können. Gute Beispiele hierfür liefern einerseits Unternehmer im Druckgewerbe: Johann Christoph Sauer's Bibeldrucke, Gebetsbücher, Traktate und Zeitschriften waren zentral für die Ausbildung pietistischen Denkens in den Vereinigten Staaten. Viele waren in den 1840er Jahren ebenfalls im Druckgewerbe tätig: Mathilde Anneke, etwa, gründete die erste feministische Zeitung in der neuen Welt. Und das Reformjudentum wurde ja vor allem von deutschen Immigranten in die USA übertragen, und Unternehmer gaben reichlich, um die Strukturen eines modernen Judentums zu schaffen. Protest ist aber auch integraler Bestandteil unternehmerischer Tätigkeit, denkt man an die sozialen Konflikte zwischen Belegschaft und Firmenleitung. Hier waren deutschstämmige Unternehmer stärker paternalistisch ausgerichtet. Ihre anfangs vielfach deutschstämmigen Kernbelegschaften wiesen andere Konfliktformen auf als etwa die irischen und später dann die italienischen Einwanderer. Das Immigrant-Entrepreneurship-Projekt gibt darüber hinaus zahlreiche Einblicke in Protestkulturen: Man denke nur an die Weltkriege, an die Proteste gegen die vermeintlich illoyalen Einwanderer. Viele Unternehmer veränderten darauf ihre Produkte, gaben sich betont amerikanisch.

Das Thema Immigration ist in den USA hochrelevant im Politik- und Tagesgeschehen. Wie kann Forschung zur Geschichte von Einwanderung und Unternehmertum einen Beitrag zu aktuellen Diskussionen leisten?

Spiekermann: Ein historisches Forschungsprojekt kann keine Rezepte für Tagespolitik oder aber unternehmerischen Erfolg geben. Doch die Geschichte deutsch-amerikanischer Einwanderung belegt deutlich, dass nach Zeiten von Konflikten und Lernprozessen alle beteiligten Gruppen gewinnen können. Deutsche Einwanderinnen und Einwanderer wurden im 18. Jahrhundert vielfach als Bedrohung angesehen, als nicht zu integrierende Fremde, die ihre eigene Nischengesellschaft etablierten. Doch mit der Zeit veränderte sich der Diskurs, veränderten sich Einwanderer und – auch durch sie – die Mehrheitsgesellschaft. Die deutsch-amerikanische Erfahrung ist in sehr vielen Fällen ein Beispiel gelungener Integration. Wer kennt noch die deutschen Ursprünge von Boeing und Pfizer, von Merck und den meisten Hollywoodstudios? Wer weiß, dass der Immobilienmagnat und republikanische Präsidentschaftskandidat Donald Trump der Enkel von Friedrich Drumpf, einem Auswanderer aus der Pfalz, ist? Diese Firmen und Unternehmer sind heute Teil der amerikanischen Wirtschaft und Kultur, die als solche nur als ein Amalgam vieler Einflüsse gesehen werden können. Die ökonomischen Transfers, der umfassende Austausch von Wissen und Fertigkeiten, haben aber auch zurück nach Deutschland gewirkt. Das deutsche Exportmodell basiert auch auf der langen Vorgeschichte deutscher Auswanderung.

Berghoff: Eine genauere Analyse der Unternehmen, die Einwanderer gegründet haben, kann zugleich den Respekt vor solchen Aktivitäten wachsen lassen. Auch die meisten Deutschen starteten klein, als Einzelhändler, als Hausierer, als Arbeiter und Angestellte mit beschränktem Verantwortungsrahmen. Doch in zahlreichen Fällen entwickelte sich daraus mehr, entstanden erfolgreiche und auch große Unternehmen. Dabei halfen gewiss die anfangs geringe Regulierungsdichte in den USA, die Offenheit des Landes und die große Zahl von ökonomischen Chancen in der entstehenden Supermacht. Die Bedingungen sind heute grundlegend anders. Insofern kann Geschichte nicht als Blaupause für heutige Herausforderungen

dienen. Doch gibt die historische Erfahrung Anlass zu Optimismus. Immigration hat die USA bislang immer gestärkt und Immigranten trafen auch im 19. Jahrhundert, als dieser Konnex am stärksten war, auf massive Widerstände. In gewisser Weise ist es absurd oder auch vielsagend, dass sich Trump – Enkel eines im Rotlichtmilieu reich gewordenen Einwanderers, dessen Rückkehr nach Deutschland aufgrund von Steuervergehen von den Behörden des Kaiserreichs unterbunden worden war – heute mit billiger Polemik auf Kosten mexikanischer Einwandererinnen und Einwanderer profiliert.

Das Immigrant-Entrepreneurship-Projekt befindet sich in seiner Endphase und wird 2016 abgeschlossen. Was wird Ihnen in Erinnerung bleiben?

Spiekermann: Es ist befriedigend zu sehen, wie unsere harte editorische Arbeit, unser systematisches Beharren auf Qualität Früchte trug. Es war faszinierend, die zahlreichen Einzelgeschichten nachzuvollziehen, sich die Vielfalt dieser Gruppe immer wieder vor Augen zu führen. Und es war, trotz einiger früher Oral-History-Projekte, für mich eine neue Erfahrung, mit den Objekten unserer Forschung, mit den im Projekt porträtierten Menschen, persönlich zusammenzutreffen.

Berghoff: Es ist toll, wie aus den zahlreichen seit 2009 einsetzenden Vorüberlegungen etwas Substantielles entstand. Heute klicken im Schnitt jede Woche 1.650 Menschen in aller Welt unsere Homepage an. Für mich persönlich hat das Projekt einen neuen Zugang zur US-Geschichte eröffnet. Die Erfolge und Probleme der Immigranten in ihren jeweiligen Kontexten erlauben eine Tiefenschärfe, die herkömmliche Darstellungen nicht zu bieten haben. Das Projekt hat mich eng an die Erfahrung der Menschen herangeführt. Es war eine wunderbare Erfahrung, mit hoch engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am DHI zusammenzuarbeiten. Dass wir zunehmend Lob und Zuspruch erfahren, wenn wir etwa an großen Kongressen teilnehmen, ist daneben ebenfalls eine befriedigende Erfahrung. Das Projekt hat deutlich gemacht, dass die Geschichte von Unternehmen und Unternehmern ein integraler Bestandteil der allgemeinen Geschichte ist. Es ist schön, dass gerade Kolleginnen und Kollegen, die diesen Feldern bislang eher fernstanden, dies zunehmend anerkennen.



Lilian Vernon (geboren 1927), Gründerin der Lilian Vernon Corporation.

INFO

Hartmut Berghoff war von 2008 bis 2015 Direktor des DHI Washington und leitet gemeinsam mit Uwe Spiekermann das Immigrant-Entrepreneurship-Projekt (www.immigrantentrepreneurship.org). Im Oktober 2015 kehrte er als Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an die Georg-August-Universität Göttingen zurück. In seiner Forschung widmet er sich insbesondere der Unternehmens- und der Konsumgeschichte.

Uwe Spiekermann war von 2008 bis 2015 stellvertretender Direktor des DHI Washington. Derzeit ist er Forschungsstipendiat der Max Weber Stiftung an der Georg-August-Universität Göttingen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte mit Fokus auf Konsum- und Ernährungsgeschichte.

Das Gespräch führte die Projektmanagerin Jessica Csoma.

Die Bibliothek des DHI Washington

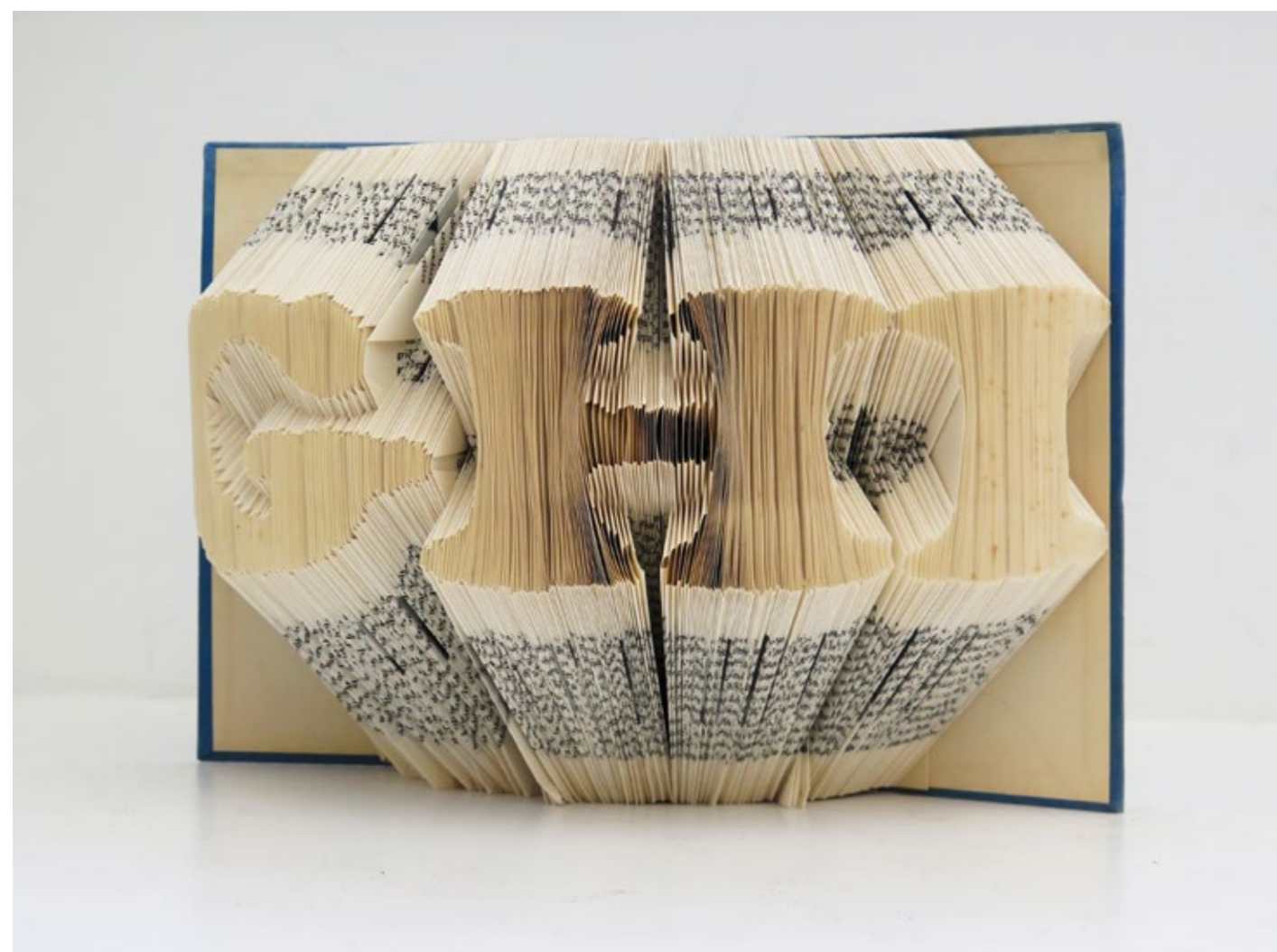
Im zweiten Teil der Serie über die Institutsbibliotheken stellen wir die Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Washington vor.



oben links: Die Besonderheit der Institutsbibliothek liegt in ihrer großen Sammlung von Werken zur deutschen Geschichte, inmitten der amerikanischen Hauptstadt.

oben rechts: Rund 51.000 Medieneinheiten finden sich in der Bibliothek des DHI Washington. Neben Büchern können auch DVDs, CD-ROMs und Mikrofiches eingesehen werden.

linke Seite: Das DHI Washington ist das größte außeruniversitäre Institut im Bereich der historischen Forschung in den USA und eine der wichtigsten wissenschaftlichen Mittlerorganisationen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten.



Das Deutsche Historische Institut (DHI) in Washington wurde 1987 gegründet und bildet eine Brücke zwischen den Geschichtswissenschaften in Europa und Amerika. Das Institut widmet sich neben der deutschen und nordamerikanischen auch der international vergleichenden, transnationalen und globalen Geschichte. Die Bibliothek ist ein integraler Bestandteil dieser transatlantischen Mission des Instituts. Sie erfüllt zudem eine wichtige kulturpolitische Aufgabe: Keine andere Bibliothek in den USA hat einen derart dichten Bestand zur deutschen Geschichte.

Der Sammelschwerpunkt der Bibliothek liegt im Bereich der neueren deutschen Geschichte, wird jedoch durch Publikationen deutscher Autorinnen und Autoren zur amerikanischen Geschichte sowie durch profunde Bestände zu allen bisherigen Forschungsschwerpunkten des DHI ergänzt. Auf diese Weise zeichnet sich die Bibliothek insbesondere durch dichte Bestände zur Religionsgeschichte, zur Umweltgeschichte, zur Wirtschafts- und Konsumgeschichte sowie zur transatlantischen und transnationalen Geschichte aus. Ein Altbestand bzw. im weitesten Sinne archivalische Quellen sind nicht vorhanden.

Es handelt sich um eine Präsenzbibliothek, deren Bestand zurzeit circa 51.000 Medieneinheiten umfasst. Gesammelt werden hauptsächlich Bücher, daneben aber auch Mikrofiches, Mikrofilme, DVDs und CD-ROMs. Hinzu kommen 219 laufende Periodika sowie einige ausgewählte Tages- und Wochenzeitungen. In den letzten Jahren hat die Bibliothek im elektronischen Bereich stark expandiert und verfügt inzwischen über etliche E-Journals und E-Books aus dem deutsch- und englischsprachigen Raum. Außerdem werden zahlreiche Datenbanken zu unterschiedlichen Themen und Bereichen angeboten. Durch die

Anbindung an den Gemeinsamen Bibliotheksverbund und den Nachweis der Bestände im WorldCat ist die Bibliothek sowohl im amerikanischen als auch im deutschen Bibliothekswesen fest verankert.

Die Bestände sind in Freihandaufstellung zum größten Teil im Kellermagazin des Instituts untergebracht. Wie in den USA üblich, wird dafür die Aufstellungssystematik der Library of Congress angewandt. Der wunderschöne und großzügige Lesesaal bietet zentrale Nachschlagewerke, Leseplätze mit WLAN-Anschluss sowie zwei Benutzerterminals.

Die Bibliothek ist öffentlich zugänglich und steht Studierenden, Stipendiaten, etablierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, aber auch Personen aus der interessierten Öffentlichkeit gleichermaßen beratend zur Seite. Diese Offenheit ist einzigartig für die hiesige Region. Zwar weist gerade der Großraum Washington eine hohe Bibliotheksdichte auf, die Einrichtungen sind aber nur begrenzt zugänglich. In der Library of Congress sind Bücher nur vor Ort einsehbar bzw. stehen in erster Linie den Kongressabgeordneten zur Verfügung. Die lokalen Universitätsbibliotheken hingegen bleiben den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie den Stipendiaten und Stipendiatinnen des DHI nahezu vollständig verschlossen. Die bestehenden Angebote in der Library of Congress sowie die begrenzte Platzsituation hier im DHI haben allerdings dazu geführt, dass bestimmte Medieneinheiten, etwa englischsprachige Publikationen zur amerikanischen Geschichte, nicht mehr gesammelt werden. In der Tat ist der Platz für die Bücher am DHI beinahe vollständig ausgeschöpft und das DHI Washington steht vor der unvermeidlichen Herausforderung, das Raumproblem möglichst rasch in den Griff zu bekommen.

Veranstaltungen



„Borders and Borderlands in 19th Century Europe“

Zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert lässt sich in Europa eine verstärkte Territorialisierung der Herrschaft in Form verfestigter staatlicher Grenzen beobachten. Doch wie zentral war der moderne Nationalstaat in diesem Zusammenhang tatsächlich? Mit finanzieller Unterstützung der Fritz-Thyssen-Stiftung diskutierten Historiker, Anthropologen und Geographen während einer internationalen Tagung Mitte Juni 2015 am DHI Rom über diese Frage. Sie nahmen dabei sowohl Grenzbildungsprozesse als auch Grenzregionen als *cross-border regions* in den Blick und reflektierten ebenso über Raumkategorien.

„Populismus, Populisten und die Krise der Parteien. Italien, Österreich und Deutschland im Vergleich, 1990–2015“

Seit Jahren unterliegen die europäischen Demokratien tiefen Transformationsprozessen. Ein zentrales Stichwort – zugleich politischer Kampfbegriff und analytische Kategorie – bildet hier der Terminus „Populismus“. In Kooperation mit dem Österreichischen Historischen Institut in Rom und dem Italienisch-Deutschen Historischen Institut in Trient sowie mit finanzieller Unterstützung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften analysierten Vertreterinnen und Vertreter der Geschichts-, Sozial- und Politikwissenschaften aus verschiedenen Ländern im Oktober 2015 am DHI Rom und dem

Österreichischen Historischen Institut den Wandel der politischen Kultur und die Veränderungen der Parteiendemokratie in Europa. Ein besonderer Fokus lag auf Italien, Österreich und Deutschland und es wurde der Umgang von politischen Parteien und Regierungen mit den Herausforderungen populistischer Bewegungen diskutiert.



Internationaler, interdisziplinärer Workshop des Netzwerks „Confessio im Konflikt“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Vom 26. bis zum 28. August fand am DHI Rom die erste Tagung des Netzwerks der Deutschen Forschungsgemeinschaft „Confessio im Konflikt. Religiöse Selbst- und Fremdwahrnehmung im 17. Jahrhundert“ statt. Das Netzwerk versteht sich als internationale Nachwuchsgruppe aus der Theologie, Geschichts-, Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaft zur inner- und interkonfessionellen Kommunikation in der Frühen Neuzeit. Das zehnköpfige Netzwerk wird sich maßgeblich mit Interdependenzen von kommunizierter Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie medial artikulierter *Confessio* beschäftigen und Zuordnungen wie beispielsweise „Irenik“, „Polemik“ oder „Orthodoxie“ und „Heterodoxie“ als konfessionelle Diskursphänomene untersuchen.

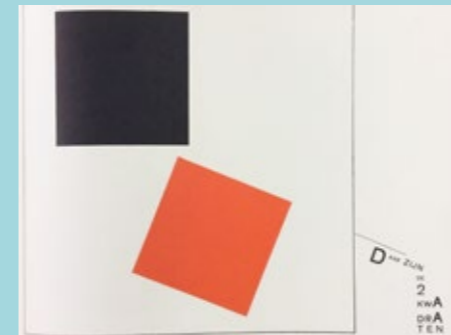
Herkunft und Identität innerhalb der jüdischen Diaspora

Am 3. und 4. Juli 2015 fand die mittlerweile vierte, vom DHI Washington und dem Institut für die Geschichte der

Deutschen Juden (Hamburg) gemeinsam organisierte „Junior Scholars Conference in German-Jewish History“ in Hamburg statt. Unter dem Thema „Heritage in the Study of Jewish and Other (Diaspora) Cultures – The Search for Roots as a Recurring Theme of 19th and 20th Century History“ diskutierten Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland, Großbritannien, Israel und den USA verschiedene Konzepte von Herkunft und Identität sowie deren Rolle innerhalb der Diaspora weltweit. Die Konferenz verdeutlichte den großen Nutzen von Herkunft als Analyse-kategorie, die jedoch noch einer weiteren theoretischen Ausarbeitung bedarf. Weitere Mitveranstalter waren die Indiana University in Bloomington und die Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft des Leo-Baeck-Instituts.

Deutsche im Pazifik

Vom 5. bis 7. März 2015 fand an der University of California, San Diego, die Tagung „Germans in the Pacific World from the late 17th to 20th Century“ statt, die als Kooperation des DHI Washington und der University of California, San Diego, von Hartmut Berghoff, Frank Biess und Ulrike Strasser ausgerichtet wurde. Da Deutschland erst im späten 19. Jahrhundert Kolonialmacht wurde, ist die Rolle von Deutschen im Pazifik bisher in der Forschung kaum beachtet worden – zu Unrecht, wie die auf der Konferenz versammelten Projekte zeigten. Auf wirtschaftlicher, kultureller und intellektueller Ebene fanden zahlreiche deutsch-pazifische Interaktionen statt. Dabei eröffnete gerade die geringe politische Bedeutung Möglichkeiten zur Kooperation. Trotz anhaltender Diskussion um die Konzeptualisierung der zentralen Begriffe – der „Deutschen“ und des „Pazifik“ – wurde deutlich, dass sowohl die Geschichte des Pazifiks als auch die deutsche Geschichte durch die Einbeziehung dieser Austauschbeziehungen bereichert werden.



„Traces of Modernism between Art and Politics: From the First World War to Totalitarianism“

Der Erste Weltkrieg und die unmittelbare Nachkriegszeit bedeuteten für viele Menschen eine traumatische Erfahrung. In mehreren europäischen Ländern gingen die Hoffnungen auf eine neue Gesellschaft jedoch einher mit der Herausbildung diktatorischer Bewegungen und totalitärer Regime. Von der Gerda-Henkel-Stiftung unterstützt, organisierten die Bibliotheca Hertziana und das DHI Rom eine internationale Tagung (7.–9. Oktober 2015), um über die Zusammenhänge zwischen sozio-politischen Vorstellungen und künstlerisch-kulturellen Experimenten während der Zeit nach dem „Großen Krieg“ zu diskutieren. Aus verschiedenen Perspektiven wurden besonders Krisenmomente und – teils revolutionäre, auf die Zukunft gerichtete – Strategien zu ihrer Bewältigung in den Blick genommen.

21. Transatlantisches Doktoranden-seminar zur deutschen Geschichte

Vom 27. bis 30. Mai 2015 fand an der Humboldt Universität (HU) zu Berlin das 21., vom DHI Washington zusammen mit der Georgetown University ausgerichtet, Transatlantisches Doktoranden-seminar (TDS) zur deutschen Geschichte statt. Das von Anna von der Goltz (Georgetown), Richard F. Wetzell (DHI Washington) und Michael Wildt (HU Berlin) organisierte Seminar gab acht nordamerikanischen und acht europäischen Doktorandinnen und Doktoranden Gelegenheit ihre Dissertati-

onsprojekte zum 20. Jahrhundert miteinander und mit vier faculty mentors – Donna Harsch (Carnegie Mellon University), Elizabeth Harvey (University of Nottingham), Paul Nolte (Freie Universität Berlin) und S. Jonathan Wiesen (Southern Illinois University) – zu diskutieren. Die durchweg spannenden, meist in der *cultural und intellectual history* angesiedelten Projekte befassten sich zu einem großen Teil aus verschiedenen Perspektiven mit der Frage der Demokratisierung Westdeutschlands nach 1945. Das nächste TDS wird im Mai 2016 am DHI Washington stattfinden; der Call for Papers, mit Bewerbungsfrist zum 15. Januar 2016, kann auf der Homepage des DHI Washington unter www.ghi-dc.org abgerufen werden.

Geisteswissenschaft im Dialog

Geisteswissenschaft im Dialog (GiD) ist eine gemeinsame Veranstaltungsreihe der Max Weber Stiftung und der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften. Ziel der bundesweiten Reihe ist es, die Forscherinnen und Forscher der Institute der Max Weber Stiftung in Deutschland einem breiteren Publikum bekannt zu machen. Am 21. Mai war GiD zu Gast in der Bonner Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland und beschäftigte sich mit der Frage „Künstlerkult, Starkult – Phänomen oder kalkulierte Strategie?“ Die Literaturwissenschaftlerin Barbara Vinken (Ludwig-Maximilians-Universität München), die Kunsthistorikerin Beatrice von Bismarck (Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig), der Künstler Markus Lüpertz (Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften und der Künste) und der Direktor des DFK Paris, Thomas Kirchner, diskutierten unter der Gesprächsleitung von Markus Brock (3Sat, MuseumsCheck). Am 21. September nahm sich GiD ein europäisches Thema vor: Die „Europäische Union – Zwischen Dauerkrise und ‚leiser Supermacht‘“. Die Podiumsgäste in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften waren Christian Tomuschat (Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften), Martin Baumeister (DHI Rom), Miloš Řezník (DHI Warschau) und Daniela Schwarzer (German Marschall Fund of the United States) unter der Moderation von Anne Raith (Deutschlandfunk). Die Videos der GiD-Veranstaltung können Sie unter www.geisteswissenschaft-im-dialog.de/video-archiv.html anschauen.



Veranstaltungen



zwischen Deutschland und Japan förder- te. Auf ihre Initiative entstanden mehrere Universitätspartnerschaften, zuletzt mit der renommierten Waseda University und der University of Tokyo. Zudem ist sie Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des DIJ Tokyo und Gründungsmitglied der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Halle.

WeberWorldCafé „Museum, Power, and Identity“

Am 11. Juni 2015 fand in den Museen Dahlem das WeberWorldCafé „Museum, Power, and Identity“ statt. Bei der Veranstaltung, zu der die Max Weber Stiftung und das Forum Transregionale Studien Berlin in Kooperation mit den Staatlichen Museen zu Berlin und dem Forschungsprogramm Art Histories eingeladen hatten, wurde unter anderem über folgende Fragen diskutiert: Wie können Kunstwerke, Artefakte oder Gegenstände aus der ganzen Welt heute ausgestellt werden, ohne in umstrittene Kategorien wie „Europa“ und „das Andere“ zu fallen? Wie können wir etablierte Narrative korrigieren und die Rolle der Museen neu definieren? Und was sind alternative Erzählperspektiven, Traditionen und Konzepte? Weitere Informationen unter www.hypotheses.org

Deutsche Forschungsgemeinschaft ehrt Gesine Foljanty-Jost

Gesine Foljanty-Jost wurde am 7. Oktober in Bonn mit dem Eugen-und-Ilse-Seibold-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgezeichnet. Dieser wird alle zwei Jahre an deutsche und japanische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verliehen, die sich besonders für ein Verständnis des jeweils anderen Landes eingesetzt haben. Foljanty-Jost ist seit 1992 Professorin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, wo sie half, das Fach Japanologie zu etablieren und seitdem vermehrt Kooperationen



„Geisteswissenschaften international. Strategien und Effekte der Förderung“

Die globale Wissenschaftslandschaft ist zusehends polyzentrisch und zugleich durch immer intensivere internationale Zusammenarbeit geprägt. Gleichzeitig wächst der internationale Wettbewerb um die besten Köpfe. Wo stehen die Geisteswissenschaften in diesem Wettbewerb? Welche Wirkungen haben die zahlreichen deutschen Forschungsprogramme und Förderinstrumente entfaltet, die auf eine Stärkung des internationalen Austauschs und die Förderung globalverbundener Forschung abzielen? Wie gehen andere Länder, wie geht Europa mit der Internationalisierung der Geisteswissenschaften um? Diese und weitere Fragen wurden am 16. Juli an der Universität Hamburg in einer gemeinsamen Veranstaltung des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands und der Max Weber Stiftung diskutiert. Videos zu der Veranstaltung finden Sie unter vimeo.com/max-weberstiftung.



Darstellungen des euroasiatischen Raums in persischen Handschriften des 14.–15. Jahrhunderts

Die renommierte Expertin für islamische Kunst an der Harvard University, Gülrü Necipoğlu-Kafadar, widmete sich in ihrem Abendvortrag am 5. Juni 2015 „Persianate Images Between Europe and China: The ‚Frankish Manner‘ in the Diez and Topkapı Albums, ca. 1350-1450“, der Bedeutung der faszinierenden europäisierenden Darstellungen in den Diez-Alben (Berlin) und zweier Alben aus den Beständen des Topkapı-Palastes in Istanbul, die bislang wissenschaftlich kaum wahrgenommen wurden. Dies sei, so Necipoğlu-Kafadars These, dem Umstand geschuldet, dass diese Miniaturen bis dato vor allem in Hinblick auf ihre Bedeutung für den Wandel der persischen Kunsttraditionen durch den Einbezug chinesischer Elemente in Folge der Mongolen-Herrschaft behandelt wurden. Wenngleich das euroasiatische Weltensystem mit der Fragmentierung des Mongolenreiches, das von 1250 bis 1350 Europa und China durch die Pax Mongolica in direkten Kontakt brachte, verschwand, so ließen sich die künstlerischen Auswirkungen auch für spätere Jahrhunderte noch nachweisen, wie die außergewöhnlichen Darstellungen der Palast-Alben belegten. Dieser besondere Abendvortrag fand im Rahmen der Vortragsreihe „İlmin Cevherleri/ Jewels of Knowledge“ in Kooperation mit der Universität Zürich (Master of Advanced Studies in Applied History) statt.



Der himmlische Bote in der vorderorientalistischen Geistesgeschichte

Vom 2. bis zum 4. Juli 2015 fand am OI Beirut die internationale Konferenz „Angels and Mankind. Nature, Role and Function of Celestial Beings in Near Eastern and Islamic Traditions“ statt, die in Zusammenarbeit mit der griechisch-orthodoxen Balamand-Universität organisiert wurde. International renommierte Vertreterinnen und Vertreter aus Theologie, Philosophie, Religionswissenschaft, Arabistik, Islamwissenschaft, Altorientalistik, Frühchristliche und Islamische Kunstgeschichte diskutierten über die Figur des himmlischen Boten, der als Agierender eines göttlichen Beschlusses, als Wächter oder als Beschützer sowie als Vermittler von Wissen und Zivilisation in der vorderorientalistischen Geistesgeschichte eine bedeutende Rolle spielt. Ziel der Konferenz war es, die Religionen und Kulturen übergreifende Repräsentation des himmlischen Boten mit besonderem Fokus auf islamische Traditionen aus einer interdisziplinären Perspektive historisch und vergleichend zu betrachten. Im

Rahmen der Konferenz wurden insgesamt achtzehn Beiträge inklusive einer öffentlichen Keynote Lecture präsentiert und diskutiert, die sich mit „ontologischen“, „topographischen“ und funktionalen Aspekten des Engels sowie der textuellen und visuellen Entwicklung seiner Repräsentation anhand vorderorientalistischer Quellen in ihrem ideengeschichtlichen Kontext befassten.



Thyssen-Vorlesungen des OI Istanbul zum Ersten Weltkrieg

Im April setzte John Horne vom Trinity College, Dublin, die erfolgreiche Reihe der Thyssen-Vorlesungen zum Ersten Weltkrieg mit zwei Vorlesungen an türkischen Universitäten fort. Der erste Vortrag zum Thema „A Colonial Experience? The French Soldiers' Experience at the Dardanelles“ fand am 21. April an der Şeyh-Edebali-Universität in Bilecik statt und wurde von dem türkischen Historiker Haluk Selvi (Sakarya-Universität) eingeleitet. Es schloss sich am Tag darauf ein zweiter Vortrag Hornes an der Istanbul Sabancı-Universität mit dem Titel „1915 and the ‚Totalizing Logic‘ of the First World War“ an, dem eine Einführung durch Halil Berktaş (Sabancı-Universität) vorausging. Wie sämtliche Thyssen-Vorlesungen dieses Themenzyklus werden auch Hornes Vorträge wieder vom OI Istanbul im englischsprachigen Original sowie in türkischer Übersetzung publiziert und demnächst bei www.perspectivia.net/publikationen/para-blaetter auch digital abrufbar sein.

Staatlichkeit im Libanon

Vom 15. bis 16. Oktober 2015 richtete das OI Beirut die internationale Konferenz „The State of Lebanon: Concepts of Political Order in Crisis?“ aus. Auf der Veranstaltung wurde der Erklärungswert klassischer und neuerer staatsrechtlicher Ansätze für das Funktionieren politischer Ordnung im Libanon diskutiert. Der Libanon erfüllt nicht die Kriterien des Weberschen Staatsideals. Trotzdem – und trotz enormer innen- und außenpolitischer Belastungen – scheinen Staat und Gesellschaft des Landes heute aber immer noch besser zu funktionieren als die vieler anderer Staaten der Region. Warum und wie lange? Am Beispiel libanonbezogener Fallstudien wurden neuere Ansätze in der Staatlichkeitsdiskussion wie „hybride politische Ordnung“, „kreatives Chaos“, „vermittelte Staatlichkeit“, „Parallelregierung“ oder „institutionelle Multiplizität“ mit dem Erklärungswert älterer, Weberianischer und „Westfälischer“ Theorien politischer Ordnung verglichen.

„Things We Keep“

Am DHI London lief bis zum 5. November die Ausstellung „Things We Keep: Curators of Our Own History“. Zu sehen waren Objekte, die deutsche Migranten nach Großbritannien mitgebracht haben. Die Ausstellung fragte nach der Beziehung von materieller Kultur, Erinnerung, Gefühlen und Identität. Kuratiert wurde sie von Katrin Schreiter vom King's College London und Tobias Becker vom DHI London in Zusammenarbeit mit dem Künstler Rolf Sachs. Mehr Informationen finden sich unter www.thingswekeep.org.

Japan im Blick: Forschung am DIJ Tokyo

Im Gespräch mit Franz Waldenberger



Franz Waldenberger ist seit Oktober 2014 Direktor des Deutschen Instituts für Japanstudien (DIJ) in Tokyo. Mit ihm sprechen wir über die gegenwärtigen Herausforderungen Japans, zukünftige Forschungsfelder und die Aufgaben und Ziele des Instituts.

Herr Waldenberger, Sie haben Volkswirtschaftslehre in Heidelberg, Tokyo und Köln studiert – wollten Sie immer schon in die Forschung oder hätten Sie sich auch ein anderes Berufsfeld vorstellen können? Wenn ja, welches?

Ich hatte eigentlich immer ein sehr breites Interesse an gesellschaftlichen Fragen und deshalb fiel es mir nicht leicht, mich für einen Studiengang zu entscheiden. Die Wirtschaftswissenschaften boten mir dann letztlich den interessantesten Zugang. Die Forschung war damit noch nicht vorbestimmt. Nach dem Diplom konnte ich mir auch andere Berufsfelder vorstellen. Letztlich war das Angebot, auf einer Wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle an einem angesehenen Lehrstuhl zu promovieren, dann am verlockendsten. Im Zuge der Promotion wurde mir allerdings klar, dass für mich eine rein theoretische Forschungsrichtung

nicht in Frage kam. Obwohl mir die Mathematik lag, fand ich die Beschäftigung mit Fragen, die sich nicht in einfache Modelle fassen ließen, spannender. Ich war nach der Dissertation drei Jahre im wissenschaftlichen Stab der Monopolkommission beschäftigt und danach als wissenschaftlicher Mitarbeiter für fünf Jahre am DIJ in Tokyo tätig. Dabei durfte ich mich mit konkreten wirtschaftspolitischen Fragen auseinandersetzen bzw. mit der Komplexität eines real existierenden Wirtschaftssystems. Und das war es, was mich dann als forschenden Wirtschaftswissenschaftler faszinierte.

Welche Forschungsinteressen können Sie am Institut verwirklichen?

Unsere neue Forschungsagenda wird sich mit verschiedenen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Herausforderungen befassen, denen sich Japan im Kontext einer zunehmend ungewissen Zu-

kunft gegenüber sieht. Die Agenda ist bewusst weit gefasst, um unterschiedlichen Forschungsinteressen und methodischen Ansätzen hinreichend Raum zu bieten. Wir werden den demografischen Wandel, der sich in Japan schneller vollzieht und gravierender darstellt als in anderen Ländern, weiter verfolgen. Weitere wichtige Herausforderungen sind soziale Ungleichheit, die Energiefrage nach Fukushima, Japans wirtschaftlich intensive, aber politisch angespannte Beziehungen zu China sowie neue Technologien und Innovationen. Zu letzterem Themenfeld wurde ein gemeinsam mit Forschern aus Korea und China konzipiertes Projekt auf den Weg gebracht, das die Start-up-Szene in Tokyo, Seoul und Chongqing vergleichend untersucht. Im Rahmen multidisziplinärer Institutsprojekte wollen wir gesellschaftliche Entwicklungen aufgreifen, in denen sich verschiedene Herausforderungen überlagern. Zwei Projekte haben wir dazu in Angriff genommen. Eines behandelt die durch Demografie und Globalisierung zunehmend an Bedeutung gewinnende Diversität, also das Zusammenleben und Zusammenwirken in Gruppen, die sich aus Frauen und Männern unterschiedlicher Altersgruppen und unterschiedlicher Nationalität zusammensetzen. Ein zweites Institutsprojekt befasst sich mit den mehrschichtigen Risiken und Chancen, mit denen japanische Städte und Gemeinden außerhalb der Ballungszentren konfrontiert sind. Hier überlagern sich demografische Entwicklung, soziale Probleme, Landwirtschaftsreform, der Ausbau neuer Energien, Digitalisierung und Internationalisierung. Die multidisziplinäre Ausrichtung des DIJ und seine Lage vor Ort erleichtern es uns, diese komplexen wie aktuellen Themen durch eigene Erhebungen und Feldforschung längerfristig zu verfolgen. Natürlich reichen unsere Ressourcen dazu allein nicht aus, weshalb wir uns gezielt mit lokalen und internationalen Partnern vernetzen.

Wie sehen Sie den derzeitigen Standort des DIJ in Japan und in der internationalen Forschungslandschaft?

Das DIJ erfüllt mit seiner multidisziplinären Ausrichtung und seiner Lage vor Ort wichtige Voraussetzungen für eine international vergleichende und Disziplinen verbindende bzw. übergreifende Forschung, wie sie in den Gesellschafts- und Geisteswissenschaften ja zunehmend gefordert wird. Von japanischen und

ausländischen Kolleginnen und Kollegen bekomme ich immer wieder zu hören, dass sie sich für ihr Land eine vergleichbare Forschungseinrichtung wüssten. Wir werden in Japan, aber auch international als interessanter und willkommener Forschungspartner geschätzt. Neben der eigenen Forschung und den Forschungs Kooperationen bieten wir im Rahmen unserer zahlreichen und regelmäßig gut besuchten wissenschaftlichen Veranstaltungen die Möglichkeit der Begegnung und des Austauschs zwischen Japan und Deutschland, wie auch dem weiteren Ausland. Japans Herausforderungen sind oft globale Herausforderungen, denen sich auch andere Länder stellen müssen und denen man sich deshalb gemeinsam stellen muss. Der Austausch zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Entscheidungsträgern und Medienvertretern, den das DIJ in institutionalisierter Form in Tokyo ermöglicht, ist heute wichtiger denn je.

Sie sind seit Oktober 2014 Direktor des DIJ Tokyo – was haben Sie in Ihrer Amtszeit noch vor?

Natürlich möchte ich, dass wir aus den verschiedenen Forschungsprojekten zügig Ergebnisse gewinnen, auf deren Basis unsere Wissenschaftlichen Mitarbeiter die für ihre weitere Karriere immer wichtigeren „einschlägigen“ Publikationen verfassen können. Darüber hinaus soll unsere Forschung aber auch weiterhin über den Kreis der Wissenschaft hinaus als wichtig und relevant wahrgenommen und geschätzt werden. Insgesamt möchte ich den Stärken des Instituts als multidisziplinäre Forschungseinrichtung noch mehr Geltung verschaffen. Ich sehe hier ein noch nicht ausgeschöpftes Innovationspotenzial für die Gesellschafts- und Geisteswissenschaften.

Wie beteiligt sich das DIJ Tokyo an der neuen Forschungsgruppe der Max Weber Stiftung in Hongkong?

Das DIJ war an der Auswahl der Forscherinnen beteiligt. Wir haben im Dezember 2014 im Rahmen einer Konferenz zu „Global Social Sciences“ erste Kontakte zu den verantwortlichen Kolleginnen und Kollegen an der Hongkong Baptist University geknüpft und auch die Kick-off-Veranstaltung im Mai dieses Jahres gemeinsam konzipiert. Inhaltlich liegt die Betreuung bei Sabine Dabringhaus von



der Universität Freiburg. Wir können über unser Netzwerk Kontakte zu japanischen Forscherinnen und Forschern herstellen und stehen generell als Ansprechpartner zur Verfügung, sollte sich darüber hinaus Betreuungsbedarf ergeben. Schließlich unterstützen wir die Gruppe verwaltungstechnisch, insofern als die Gelder von uns aus überwiesen und ihre Verwendung durch unseren Verwaltungsleiter kontrolliert wird.

Die Bibliothek des DIJ soll in Zukunft auf das Angebot von Onlinepublikationen umsteigen, was sind für Sie die schlagkräftigsten Argumente für die Umstellung?

Wir erweitern das Bibliotheksangebot um Onlinezugänge zu digitalen Fachzeitschriften für unsere Wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Darüber hinaus werden wir den Sammelschwerpunkt im Bereich deutsch-japanische Beziehungen zukünftig auf die Beschaffung von Raritäten beschränken, die dann wenn möglich in digitaler Form den zu Japan Forschenden weltweit zugänglich gemacht werden sollen. Wir geben den physischen Bestand nicht auf, sondern reduzieren ihn auf die im Leihverbund mit japanischen Bibliotheken nachgefragten Titel. Durch die Entsorgung von „Regalhütern“ gewinnen wir dringend benötigte Räume im Verwaltungsbereich und für Gastforscher.

Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, was würden Sie sich für die Institute der Max Weber Stiftung wünschen?

Ich wünsche mir einen weiteren globalen Ausbau der „Präsenz vor Ort“, insbesondere auch in Asien.

In Japan sind heute bereits 25 Prozent der Bevölkerung älter als 65.

INFO

Franz Waldenberger ist seit Oktober 2014 Direktor des DIJ in Tokyo. Seit 1997 ist er Professor für Japanische Wirtschaft am Japan-Zentrum der Ludwig-Maximilians-Universität München und durch diverse Gastprofessuren häufig für Forschungsaufenthalte in Japan tätig. Seine Forschungsschwerpunkte sind unter anderem die japanische Wirtschaft, die europäisch-japanischen Wirtschaftsbeziehungen sowie Corporate Governance.

Das Interview führte Charlotte Jahnz. Sie ist Community Managerin der Max Weber Stiftung.

Migration, China, and the Global Context

Joint Research Group of the Hong Kong Baptist University and the Max Weber Stiftung

The Max Weber Stiftung (MWS) and the Faculty of Social Sciences of the Hong Kong Baptist University (HKBU) have embarked on a joint research collaboration since 2014. The objective of the collaboration is to contribute to the development of young scholars and academic knowledge in the areas of migration, China and the global context.

The joint research group has been established and is led by Sabine Dabringhaus (Professor, University of Freiburg) and Ricardo Mak (Professor, HKBU). Its group members include Katy Lam (Post-doctoral Fellow), Elaine Gao and Caroline Schöpf (PhD students). In the context of the surging Chinese population flows in the world, the research group focuses on the emerging Chinese migration and globalization in the Global South and in Hong Kong where the cross-border relations with Mainland China have been complex and sometimes tense. The research group aims to understand how the emerging Chinese mobility and globalization patterns intersect with each other. What are the dynamics of interactions of Chinese (new) migrants and the hosting societies and their perceptions of each other? How does the Chinese migration experiences reflect social transformations back in the Chinese society and how can these dynamics and experiences be situated and linked with theoretical discussions including ethnic and social boundaries and communities, stereotypes and identity, social mobility and/or class and power negotiations in migration studies. With these analyses, the research group aims to contribute to the general understanding of migration – whether Chinese migration is particular or shares universal characteristics with other forms of migration; and if the emerging Chinese populations flow can suggest new approaches for understanding and defining migration. Individually, the research group members will work on three distinctive and contemporary issues:

1. Chinese migration to the Global South: Understanding mobility(-ies) in the Contemporary South-to-South Globalization

Katy Lam studies the new Chinese international migration to the Global South notably in Africa and in Asia since the 2000s. Her research consists of three components: The first one is to investigate the mobility patterns, both physical and social, in the new Chinese migration in the Global South. With that information, the second component focuses on comparing how and why the new Chinese migration is similar and different to other patterns of Chinese migration in other continents. These comparisons on Chinese migrations will stretch through diverse geographical, historical, social and political dimensions, which will provide details on the evolution of mobility patterns and how they are linked with social changes, for instance social class formation and reformation processes in China since its economic reform in 1978. The third research component will extend the understanding of the new Chinese migration patterns on how they have been engendered by and are in turn engendering the growing Chinese internationalization (Chinese companies, culture and identity) in the Global South.

2. Gender and translocal social practices of the Hong Kong and Mainland China cross-border marriage

Debates on transnational society continue to identify tensions and benefits broadly associated with managing everyday life across national borders. Elaine Gao explores how the cross-border marriages between Hong Kong and Mainland China give rise to a re-thinking of the new socio-spatial practices, and how cross-border mobility and policy generate and shape family structure and caring arrangements as well as social relations involved in transnational-translocal settings. She investigates the frequency, intensity, and implications of cross-border movement and contacts in the everyday lives of marriage migration



In December 2014 hundreds of students gathered in a courtyard in Central Hong Kong, demanding "One Country, Two Systems," which allowed Hong Kong to maintain some of the freedoms and independence mainland Chinese people do not have.

in Hong Kong; how gender roles are transformed in the negotiation of geographic and social boundaries and in the institutional context (e. g. migration policy); and how the diversity of migrants' everyday practices simultaneously reshapes institutions and borders. The study will address the ongoing debate in cross-border migration research between Hong Kong and Mainland China and will provide reference for the transformation of family structures in Hong Kong in the evolving social dynamics and cross-border governance.

3. Inter-ethnic/migrant group relations in Hong Kong: social boundaries and identity negotiation

Under the context of growing negative perception and behaviors of Hong Kong local residents towards Mainland Chinese sojourners or immigrants in Hong Kong, Caroline Schöpf looks into interactions between diverse social and ethnic groups in Hong Kong and how their boundaries and identities are constructed and negotiated. A number of heated conflicts between Hong Kong and Mainland China have erupted in recent years, which concern issues of political power and its legitimacy, economic and social resources and their access, and debates about national-local identity, which all were exemplified by the "Umbrella Movement" in the fall of 2014. Host societies often treat various kinds of immigrants differentially and hold them to different standards, which may lead to different reactions or outcomes. Imbalances in discursive power, intergroup contact frequency and other dimensions can change meaning and impact of behavior as it traverses group boundaries. Caroline Schöpf investigates to what extent each group understands insider viewpoints and interpretations of the

other group, the effect the own behavior has on the other group, and the reactions that may arise from it. She will employ an intergroup boundary negotiation framework to compare and contrast perceptions of intergroup relations negotiation processes and how they relate to intergroup attitudes.

The joint research group and its activities were officially initiated after an inaugural meeting held on May 29, 2015, in Hong Kong. Senior members of both institutions attended the meeting including Hans van Ess (President, Max Weber Stiftung), Harald Rosenbach (Chief Executive Director, Max Weber Stiftung), Franz Waldenberger (Director, German Institute for Japanese Studies Tokyo), Joachim Röhr (Administrative Director, German Institute for Japanese Studies Tokyo), as well as Rick Wong (Vice-President Research & Development of the HKBU) and Adrian J. Bailey (Dean of Faculty of Social Sciences, HKBU). They extended their appreciation and wish for enhancing exchange and development of academic knowledge across Europe and Asia, humanities and social sciences through this collaboration effort.

Apart from conducting research, the joint research group will create a blog to communicate research updates with the international scientific communities. The blog will be connected with those of other MWS institutes and their respective partners all over the world. Additionally, the group will establish a "migration cafe@HKBU-MWF" and will organize regular and informal get-togethers for research exchange among academics and migrant organizations in Hong Kong, where the group is based.

AUTORIN

Katy N. Lam is currently a Post-doctoral Fellow of the Joint Research Group on Migration, China and the Global Context of the Max Weber Stiftung and the Hong Kong Baptist University. She holds a Ph.D. degree in social sciences of the University of Lausanne, Switzerland. She was a researcher of the project on Chinese in West Africa funded by the Swiss National Fund and has conducted ethnographic fieldwork in Benin and Ghana.



Das Praktikantenprogramm der Max Weber Stiftung

Aus der Perspektive zweier ehemaliger Praktikantinnen und eines Praktikanten am Deutschen Historischen Institut (DHI) in Washington D.C. stellen wir hier exemplarisch das Praktikantenprogramm der Max Weber Stiftung vor und erfahren, wie sie den Aufenthalt an einem der Auslandsinstitute erlebt haben.

Für drei Monate nach Washington

Ein Erfahrungsbericht von Merle Ingenfeld

Vergangenen Winter habe ich drei Monate (September bis Dezember 2015) als Praktikantin am DHI Washington verbracht, an die ich gerne zurückdenke. Auf das Praktikum beworben hatte ich mich bereits im Sommersemester 2013, denn die Homepage des Instituts empfahl, dass man sich mindestens ein Jahr vor dem geplanten Aufenthalt bewirbt. Die alljährliche Bewerbungsfrist für Praktika am DHI Washington liegt für gewöhnlich im Juli. Ein Jahr klingt zunächst nach einer sehr langen Vorbereitungsphase, wenn man bedenkt, dass die meisten Masterstudiengänge auf nur zwei Jahren Studienzeit angelegt sind. Meinem Empfinden nach ist dieser großzügig gesetzte Zeitrahmen im Interesse der Praktikantinnen und Praktikanten, denn so hat man Zeit, in Ruhe alle notwendigen Unterlagen zu organisieren. Allein die Beantragung des Visums und des vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) angebotenen Stipendiums können tatsächlich bis zu sechs Monate

in Anspruch nehmen. In einigen Fällen können diese bürokratischen Hürden auch schneller genommen werden, da viele der einzureichenden Unterlagen annähernd identisch sind (etwa die Darlegung der Motivation, Nachweis von Sprachkenntnissen, Krankenversicherung, Immatrikulation, etc.).

Neben dem Zeitaufwand sollte man sich als Bewerber des finanziellen Aufwands im Voraus bewusst sein. Wer ein Praktikum in D.C. machen möchte, der sollte Rücklagen angespart haben. Die Kosten für Visumsagentur, Visum, amerikanische Krankenversicherung und einen Flug sollte man vorstrecken können, denn das vom DHI Washington gezahlte Praktikantengehalt und das Stipendium des DAAD decken nur etwa die Hälfte der entstehenden Kosten. Wessen Prüfungsordnung ein Pflichtpraktikum von mindestens drei Monaten fordert, der ist hier klar im Vorteil: In einem solchen Fall kann Auslands-Bafög beantragt werden, das die Erstattung von Auslandskrankenversicherung, Hin- und Rückflug übernimmt und dessen Förderungssatz etwas höher liegt als der des DAAD.

Die Wohnungssuche in Washington kann sich ebenfalls schwierig und teuer gestalten. Zimmermieten inklusive Nebenkosten lagen 2014 im Durchschnitt bei beinahe 800 Dollar. Dankenswerterweise nimmt das DHI seinen Praktikantinnen und Praktikanten einen großen Teil des Risikos und des Zeitaufwands ab, indem es der Praktikumszusage eine Empfehlungsliste von Adressen beilegt. Mit den Vermietern auf der Liste haben Mitarbeiter, Gastforscher und Praktikanten in der Vergangenheit gute Erfahrungen gemacht. Mit Hilfe dieser Liste war ich in der Lage, kurzfristig ein schönes Zimmer etwas oberhalb des bezaubernden Stadtteils Georgetown zur Untermiete zu finden. Dort wohnten gleich mehrere Mitarbeiter des Instituts in der Nachbarschaft.

Generell herrscht am Institut eine informelle, freundliche Atmosphäre mit relativ flachen Hierarchien. Ganz zu Beginn machten wir einen Betriebsausflug nach McLean, Virginia, was meinem Praktikum direkt einen entspannten Auftakt bescherte. Offiziell gibt es keine festen Arbeitszeiten, allerdings ist Anwesenheit bei den Stipendiaten-Kolloquien, den Forschungsseminaren und den Abendvorträgen erwünscht. Diese finden normalerweise immer an denselben Wochentagen statt, sodass man seine Woche gut planen kann. Besonders hervorzuheben ist die Nähe zur Library of Congress, den National Archives und weiteren Sammlungen (Smithsonian Institution, National Holocaust Museum etc.). Einzig die Öffnungszeiten der Bibliotheken und Archive setzen hier Grenzen. Als Ausgleich für eventuell anfallende Überstunden ist es in Absprache mit den Praktikumsbetreuern kein Problem, auch mal ein paar Tage frei zu bekommen. Reisen – egal ob privater oder wissenschaftlicher Natur – lassen sich so in das Praktikum integrieren. Ich habe während meines dreimonatigen Praktikums so zweimal in New York

PRAKTIKA BEI DER MAX WEBER STIFTUNG

Praktika sind sowohl in den Instituten der Max Weber Stiftung als auch in der Geschäftsstelle in Bonn möglich. Interessierte deutsche Studierende können sich in den Bereichen Wissenschaft, Bibliothek oder Administration bewerben. Der Abschluss eines Bachelor-Studiums in einem geisteswissenschaftlichen bzw. benachbarten Fach ist dabei von Vorteil. Während eines wissenschaftlich ausgerichteten Praktikums stehen Recherchetätigkeiten und die Mitarbeit an Forschungsprojekten im Vordergrund, ein Bibliothekspraktikum konzentriert sich dagegen auf die Betreuung der Bibliothek und die Arbeit mit Datenbanken.

Im Bereich Administration fallen organisatorische Aufgaben wie auch Projekte in der Öffentlichkeitsarbeit an. Bewerbungen sind direkt an die Institute bzw. die Geschäftsstelle in Bonn zu richten. Für Praktika im Ausland besteht zudem die Möglichkeit einer Förderung durch den DAAD. Weitere Informationen hierzu und zu den Praktika befinden sich auf der Homepage der Max Weber Stiftung (www.maxweberstiftung.de/foerderung/praktika).

und Philadelphia Freunde besuchen können, war über Halloween in Maine und anschließend in Boston. Es empfiehlt sich, gut im Team arbeiten zu können. Man teilt sich ein Büro mit den anderen Praktikantinnen und Praktikanten und ist häufig darauf angewiesen, Abläufe und Arbeitsaufträge miteinander zu koordinieren. Kollegial kümmert man sich darum, dass alle Veranstaltungen glatt laufen, und weist die neuen Praktikantinnen und Praktikanten in gemeinsame Arbeitsbereiche ein. Ob man sich als Praktikant inhaltlich gefordert fühlt, hängt davon ab, an welchen Projekten man sich beteiligen kann und inwiefern diese den eigenen Interessen entsprechen. Jeder Praktikant arbeitet im Schnitt an zwei bis drei Forschungsprojekten der am Institut forschenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit. Die Wissenschaftlichen Mitarbeiter, denen man zuarbeitet, kümmern sich in der Regel um „ihren“ Praktikanten, sodass man neben den offiziellen Praktikumsbetreuern immer noch weitere private Ansprechpartner hat.

Sorgen, dass man einsam wird, muss man sich nicht machen. Über das Institut oder während der Forschung in Archiven und Bibliotheken lernt man schnell Menschen kennen. Einige meiner besten Bekanntschaften habe ich in der Bibliothek am Scanner und in der Cafeteria der Archive gemacht. Washington ist voll von jungen, internationalen Menschen, die neue Erfahrungen sammeln wollen. Anschluss findet man auch außerhalb des Instituts schnell. Wer keine gleichaltrigen Mitbewohner oder Nachbarn hat, der wird rasch feststellen, dass auch die Vermieter auf der oben erwähnten Housing List des Instituts an einem freundschaftlichen Umgang mit ihren deutschen (Unter-)Mietern interessiert sind. Ich habe beispielsweise so ein echtes amerikanisches Thanksgiving bei der Familie meines Vermieters in Pennsylvania mitfeiern dürfen.

PRAKTIKA AM DHI WASHINGTON

Das DHI Washington bietet jährlich bis zu 15 bezahlte Praktikumsplätze an, die vornehmlich an fortgeschrittene Studierende der Geschichtswissenschaft und/oder Amerikanistik aus Deutschland und den USA vergeben werden. Die Praktika dauern in der Regel drei Monate, in denen die Studierenden Einblicke in die verschiedenen Forschungsprojekte der Wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie die allgemeine Institutsarbeit erhalten. Sie übernehmen Rechercheaufträge in der Library of Congress oder den National Archives, arbeiten bei Publikationsprojekten mit, engagieren sich in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und helfen bei der Durchführung von Veranstaltungen und Konferenzen.

Um den deutschen Studierenden den Aufenthalt in den USA zu ermöglichen, arbeitet das DHI eng mit dem DAAD zusammen. Bewerbungsschluss für die Plätze ist jeweils der 31. Juli des Vorjahres. Weitere Informationen finden sich unter: www.ghi-dc.org/internships



Neben den Netzwerken und Recherchemöglichkeiten bietet das Praktikum auch die Gelegenheit, viele fachliche Größen einmal live zu erleben, und über das Institut bekommt man auch schon mal Einblick in Orte, die einem sonst verschlossen blieben. So durfte ich direkt an meinem ersten Abend helfen, in der deutschen Botschaft ein Event mit Roger Chickering und Christopher Clark auszurichten.

Washington ist eine wunderschöne Stadt mit seinen breiten Boulevards, vielen Grünflächen und einem hervorragenden Nahverkehrssystem. Die großen Grünflächen der National Mall und zahlreiche Parks bieten die Möglichkeit für sportliche Betätigung, die kostenlosen Museen der Smithsonian Institution, Galerien und kostenlose Konzerte ermöglichen kulturelle Unterhaltung. Ein weiteres meiner persönlichen Highlights war das *Concert for Valor* mit Metallica und Bruce Springsteen, das letztes Jahr am *Veterans Day* (11. November) kostenlos auf der National Mall stattfand. Ebenfalls empfehlenswert sind die *Farmer's Markets* und *Arts & Crafts Fairs*, die es über das ganze Stadtgebiet verteilt gibt und von denen man eigentlich jedes Wochenende einen anderen besuchen könnte.

Was ich aus Washington mitgenommen habe, sind viele schönen Erinnerungen und das Wissen, nicht nur dass, sondern auch wie ich im Ausland künftig forschen kann.

Merle Ingenfeld war von September bis Dezember 2014 Praktikantin am DHI Washington. Sie studiert North American Studies in Bonn und in Köln und interessiert sich für sozialgeschichtliche und kulturwissenschaftliche Ansätze in den Geisteswissenschaften, Geschlechtergeschichte und die Geschichte Nordamerikas.

Ein Ausflug in die deutsch-amerikanische Kulturgeschichte

Ein Erfahrungsbericht von Sabine Hanke

Ich habe im Rahmen meines Geschichtsmasters von April bis Juni 2015 ein Praktikum am DHI in Washington D.C. gemacht, um noch einmal vor Abschluss meines Studiums ins englischsprachige Ausland zu gehen. Dabei stand für mich auch immer die Frage im Mittelpunkt: Kann ich mir selbst vorstellen, irgendwann an einer außeruniversitären Forschungseinrichtung zu arbeiten? Wenn nicht, welche anderen Möglichkeiten gibt es? Wohin soll es nach dem Studium gehen?

Bisher kannte ich den Forschungsbetrieb an der Universität durch meine Nebenjobs als studentische Hilfskraft und Tutorin. Ich war nun neugierig auf die Arbeit an einem außeruniversitären bilingualen Institut. Meine Wahl fiel auf das DHI Washington, weil mich insbesondere die Veranstaltungen, Konferenzen und Themenschwerpunkte zur deutsch-amerikanischen Kulturgeschichte neugierig gemacht hat. Aber auch die globale und transnationale Ausrichtung der Forschungen war mir wichtig, denn diese Perspektive hatte ich oft im Studium vermisst oder nur als halbherzig abgehandelt empfunden. Ich erwartete darüber hinaus allgemein inhaltlich neue Anregungen durch die konkreten Forschungsschwerpunkte einzelner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Fellows und der anderen Praktikanten und Praktikantinnen am Institut zu bekommen. Und speziell erhoffte ich mir, meine eigenen Überlegungen für die Masterarbeit vorzubringen, meine Ideen dazu ordnen und Input von anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern



einfließen lassen zu können. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren auch stets an Gesprächen mit den Praktikanten und Praktikantinnen über ihre Forschungsideen interessiert. Mir hat insbesondere gefallen, dass die Arbeit sehr flexibel und individuell auf die Bedürfnisse und Interessen der Praktikanten und Praktikantinnen abgestimmt war, wodurch ich die drei Monate am Institut bewusst als eine Orientierungsphase für mich nutzen und mich an verschiedenen Themen ausprobieren konnte.

Ein Hauptteil der Arbeit bestand aus der Unterstützung von Forschungsprojekten einzelner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Ich habe konkret zu sephardischen Juden auf Barbados und Jamaica Ende des 17. und 18. Jahrhunderts und deren Verbindung zu Freimaurernetzwerken gearbeitet. Dafür habe ich in der Library of Congress Literatur gesichtet und recherchiert sowie Quellen durchgesehen, transkribiert und zusammengefasst. Besonders wichtig war mir dabei, mich mit konzeptionellen und methodischen Fragen zu beschäftigen, die auch für meine Masterarbeit relevant sein würden, und verschiedene Zugänge zu einem Thema erarbeiten zu können.

Zu den weiteren Aufgaben der Praktikantinnen und Praktikanten gehörte die Ausleihe und Rückgabe von Büchern aus der Library of Congress für das Institut und die Mithilfe bei der Vorbereitung und Durchführung von Konferenzen, Vorträgen und Forschungskolloquien. Diese Mitarbeit fand ich besonders spannend, da sie mir die Möglichkeit gab, die Forschungsschwerpunkte einzelner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter näher kennenzulernen. Ich besuchte beispielsweise die Konferenzen „The U.S. South in the Black Atlantic“ und „Jewish Consumer Cultures in 19th and 20th Century Europe and America“.



Durch die drei Monate habe ich nicht nur Lust bekommen, für einen Forschungsaufenthalt wieder in die USA zurückzukehren, sondern die Arbeit am Institut hat mich insbesondere dazu ermutigt nach dem Studium in der Wissenschaft zu bleiben.

Neben der konkreten Arbeit am Institut haben mich natürlich auch Fragen zu den Vereinigten Staaten und der Stadt Washington selbst beschäftigt: Wie lebt es sich drei Monate in einem Land, über das man so viel zu wissen scheint und das man doch nie besucht hat? Bestätigen sich meine Klischees oder kann ich sie entkräften? Wie ist es, in solch einer repräsentativen Regierungsstadt zu wohnen? Und nicht zuletzt: Wie teuer ist es, als Praktikantin in Washington zu leben?

Die Hürden, hier ein Praktikum zu absolvieren, sind nicht gering, da man einige Monate im Voraus planen muss, das Visum sehr teuer ist und auch die Lebenshaltungskosten in D.C. sehr hoch sind. Allerdings lassen sich auch günstigere Zimmer finden, und zumindest im Sommer ist das Rad eine gute Alternative zur Metro. Zusätzlich haben so gut wie alle Museen in D.C. freien Eintritt und es gibt schöne Parks und viele Sport- oder Volunteergruppen, bei denen man schnell Anschluss finden kann. Ich habe mich in meiner Zeit hier immer sehr wohl gefühlt und konnte mich sehr schnell einleben. Zurzeit wohne ich für einige Monate in New York und denke gern an meine Zeit in Washington zurück.

Sabine Hanke war von April bis Juni 2015 Praktikantin am DHI Washington. Sie studiert Geschichte an der Technischen Universität Dresden und interessiert sich besonders für methodische und globalgeschichtliche Ansätze der Geschichtswissenschaft und für die Geschichte des Kolonialismus.

Merle Ingenfeld vor der Liberty Bell bei einem Besuch in Philadelphia.

Sabine Hanke vor dem Haupteingang des im Zentrum der amerikanischen Hauptstadt gelegenen DHI.

In Washington kann für Recherche auch die Library of Congress genutzt werden, eine der größten Bibliotheken der Welt.



Erste Schritte auf dem Weg in die Wissenschaft

Ein Interview mit Martin Lütke

Martin Lütke hat vor fast genau zehn Jahren ein Praktikum am DHI in Washington gemacht. Heute ist er Juniorprofessor am John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikastudien der Freien Universität Berlin. Wir haben ihn gefragt, wie er als etablierter Wissenschaftler retrospektiv seine Erfahrungen als Praktikant am DHI Washington einschätzt.

Was hat Sie damals zu einer Bewerbung motiviert? Welche Vorteile haben Sie sich von dem Praktikum erhofft?

Eine Postdoktorandin, die ich schon aus ihrer Zeit in Bonn kannte, und die gerade als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am DHI forschte, sprach mich damals an. Sie war für die Betreuung der Praktikanten vor Ort zuständig. Nachdem ein Praktikumsbewerber abgesprungen war und spontan ein Platz frei wurde, bot sie mir diesen an. Zu diesem Zeitpunkt war ich gerade mit meinem Magisterexamen fertig, und das Angebot kam mir sehr gelegen. Es gab mir die Möglichkeit eines Einblicks in den wissenschaftlichen Betrieb jenseits der universitären Landschaft und verschaffte mir Zeit, um mir darüber klar zu werden, was ich nach dem Abschluss beruflich machen wollte.

Natürlich hat mich auch die Aussicht darauf gereizt, ein Praktikum an einem renommierten Institut im Ausland zu machen. Letztendlich hat sich diese Entscheidung für mich als Glücksfall erwiesen. Mit den Ressourcen der Library of Congress, auf die ich während meiner Zeit in Washington zugreifen konnte, habe ich die ersten Schritte für meine spätere Dissertation unternommen.

Wie haben Sie damals die Finanzierung gestemmt? Gab es die Förderung durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) schon, und falls ja, haben Sie sie in Anspruch genommen?

Die Förderung durch den DAAD gab es auch schon 2006. Damals war sie aber noch etwas anders strukturiert und das Praktikumsstipendium wurde auf einen Schlag ausgezahlt. Zusätzlich wurden damals die Kosten für mein Visum übernommen und das DHI zahlte eine kleine Praktikumsvergütung.

Welche Erfahrungen haben Sie aus dem Praktikum mitgenommen? An was erinnern Sie sich noch heute gerne zurück?

Am besten erinnere ich mich an die gute, familiäre Stimmung am Institut. Die soziale Integration der Praktikantinnen und Praktikanten war super. Einige amerikanische Mitarbeiter unterhielten ein internes Dodge-Ball-Team und brachten uns Praktikanten die lokale Kultur auch durch Ausflüge ins Nachtleben in Adams Mor-

gan näher. Zu meinen Mitpraktikanten von damals habe ich immer noch gelegentlich Kontakt und wir sind Facebook-Freunde. Mir hat es am DHI so gut gefallen, dass ich mich im darauffolgenden Jahr – erfolgreich – auf eines der Doctoral Fellowships beworben habe. Auch mit einigen der Kolleginnen und Kollegen aus dieser Zeit bin ich heute noch befreundet.

Empfehlen Sie Ihren Studierenden gelegentlich eine Bewerbung für ein Praktikum am DHI Washington? Wenn ja, in welchen Fällen? Wenn nein, warum nicht?

Ich finde es schwierig, meinen Studierenden direkt ein Praktikum am DHI Washington nahe zu legen. Die Belegschaft in D.C. und die grundlegenden Bedingungen haben sich ja in den vergangenen zehn Jahren schon stark verändert. Aber wenn meine Studierenden von sich aus Interesse bekunden, schreibe ich ihnen selbstverständlich eine Empfehlung. Praktika in Washington sind natürlich mit einem verhältnismäßig hohen Zeit- und Kostenumfang verbunden, so dass ich in der Regel häufiger um Gutachten für die Bewerbung bei einem der anderen Institute der Max Weber Stiftung, etwa dem DHI London, gebeten werde.

Martin Lütke ist seit 2013 Juniorprofessor am John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikastudien der Freien Universität Berlin. Er forscht im Feld der Kulturwissenschaften mit Schwerpunkt auf afroamerikanischer Musik und Populärkultur.

Personalia



Stefan Martens



Mit den Reisebeihilfen nach Israel

Auszeichnungen

Stefan Martens erhält französischen Verdienstorden

Der stellvertretende Direktor des DHI Paris, Stefan Martens, wurde von der französischen Ministerin für Kultur und Kommunikation, Fleur Pellerin, zum Ritter des Ordens der Künste und der Literatur (Chevalier de l'ordre des Arts et des Lettres) ernannt. Die Französische Republik würdigt damit seine vielfältigen und langjährigen Verdienste um die deutsch-französischen Wissenschaftsbeziehungen. Stefan Martens forscht zur Geschichte der Weimarer Republik, des Dritten Reiches und des Widerstandes, zur Geschichte der französischen Dritten Republik und des Vichy-Regimes sowie des Alltags in Europa unter deutscher Besatzung. Seit 1983 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter im DHI Paris, Leiter der Abteilung Zeitgeschichte und seit 2002 stellvertretender Direktor des Instituts.

Preis der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte

Amedeo Osti Guerrazzi, der zur Zeit Mitarbeiter am DHI Rom in einem Projekt zu Mussolinis Audienzen ist, erhielt im Juni 2015 von den Vierteljahresheften für Zeitgeschichte (VfZ) den Preis für den besten Aufsatz des Jahres 2014. Diese Auszeichnung der Leser hat er für seine Abhandlung mit dem Titel „„Schonungsloses Handeln gegen den bössartigen Feind! Italienische Kriegsführung und Besatzungspraxis in Slowe-

nien 1941/42“ erhalten. Der Artikel basiert auf den Forschungen des Autors zum Thema der Besatzungspolitik und der Antiguerrillastrategie des italienischen Militärs in Slowenien während des Zweiten Weltkrieges.

Elisabeth Engel vom DHI Washington erhält Franz-Steiner-Preis 2015

Elisabeth Engel, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am DHI Washington, ist für ihre Dissertation „Encountering Empire: African American Missionaries in Colonial Africa, 1900-1939“ im Sommer 2015 mit dem Franz-Steiner-Preis ausgezeichnet worden, der für herausragende Arbeiten zu transatlantischen und Nordamerika-Studien vergeben wird. Der mit 3.500 Euro dotierte Preis wird alle zwei Jahre vom DHI Washington und dem Franz-Steiner-Verlag in Stuttgart verliehen und schließt die Publikation der Dissertation in der DHI-Buchreihe „Transatlantische Historische Studien“ mit ein.

Nachwuchsförderung

Neue Instrumente der Nachwuchsförderung am DHI Paris

Das DHI Paris hat sein Stipendienprogramm um zwei Angebote erweitert. Ab sofort können Studierende, die eine forschungsbasierte Masterarbeit verfassen, ein Mobilitätsstipendium für Archiv- und Bibliotheksrecherchen in Frankreich für maximal drei Monate erhalten. Des Weiteren haben Stu-

dierende die Möglichkeit, im Rahmen eines Forschungsprojekts des DHI Paris eine sinnvoll begrenzte Fragestellung als M.A.-Abschlussarbeit zu behandeln. Sie können dann mit einem Resident-Stipendium für M.A.-Abschlussarbeiten mit einem Aufenthalt am DHI Paris von mindestens zwei bis maximal sechs Monaten gefördert werden. Die Laufzeit für Kurzzeitmobilitätsstipendien im Rahmen von Dissertations- oder PostDoc-Forschungsvorhaben wurde verlängert; sie können ab sofort bis zu einer Dauer von sechs Monaten beantragt werden.

Gerald D. Feldman-Reisebeihilfen

Die Max Weber Stiftung vergibt mit Unterstützung der Peters-Beer-Stiftung im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft einmal jährlich die Gerald D.-Feldman-Reisebeihilfen an international orientierte Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler. Mit den Reisebeihilfen sollen die beruflichen Chancen für Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler in der Qualifikationsphase verbessert sowie länderübergreifende Studien gefördert werden. Die Aufenthalte (ein Monat pro Gastland) dienen der Recherche insbesondere in Bibliotheken oder Archiven. Das selbst gewählte Forschungsvorhaben kann neben den Gastländern der Institute der Max Weber Stiftung seit diesem Jahr auch in Israel durchgeführt werden. Dafür wurde das Richard Koebner Minerva Center for German History in Jerusalem als neuer Kooperationspartner gewonnen.

Personalia



Simone Lässig



Chiara Pelliccia



Yoshiya Nishimura



Carlo Taviani

Am 1. Oktober hat **Simone Lässig** die Nachfolge von Hartmut Berghoff als neue Direktorin des DHI Washington angetreten. Bereits von 2002 bis 2006 war sie als Research Fellow am DHI Washington tätig. 2009 war sie für ein Jahr Gastprofessorin am European Studies Centre of St. Antony's College Oxford und von 2013 bis 2014 hat sie die Leibniz-Gemeinschaft im Stiftungsrat der Max Weber Stiftung vertreten. Neun Jahre, von 2006 bis 2015, hat Simone Lässig Neuere und Neueste Geschichte an der Technischen Universität Braunschweig gelehrt und dort das Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung geleitet. Nun kehrt sie als Leiterin des DHI nach Washington zurück.

Seit Juli 2015 ist **Chiara Pelliccia** im Rahmen des Leibniz-Wettbewerb-Projekts des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte (IEG) Mainz, „Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa“, als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom tätig. Gegenstand ihrer Forschungen für die nächsten drei Jahre sind „Topoi der Friedensdarstellung in der italienischen Kantate“.

Für die Dauer eines Jahres ist seit April 2015 **Yoshiya Nishimura** von der Universität Meijo (Nagoya, Japan) als Visiting

Scholar am DHI Rom und betreibt vergleichende Forschungen zu Formen und Formeln der Agrarverträge im frühmittelalterlichen Italien. Eine zentrale Fragestellung des Projekts lautet, ob und wie stark sich in den Veränderungen des formalen Aufbaus der Urkunden auch ein gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und institutioneller Wandel widerspiegelt.

Mit einem 12-monatigen Stipendium der Fritz-Thyssen-Stiftung forscht der italienische Nachwuchswissenschaftler und Genua-Spezialist **Carlo Taviani** am DHI Rom zum Thema „The Fortune of the Bank of San Giorgio and the Origins of the Corporations (15th–18th Centuries)“. Im Zentrum seiner Recherchen steht die Frage, inwieweit die auf den Anfang des 15. Jahrhunderts in Genua zurückgehende Bank von San Giorgio Modellcharakter für spätere Gründungen „global“ agierender Handels- und Aktiengesellschaften in Asien und Afrika hatte.

Die einjährige Gastwissenschaftlerstelle am DHI Rom hat im Oktober der habilitierte Mediävist **Marc von der Höh** übernommen. Er arbeitet an einer vergleichenden Studie zur kommunalen Inschriftenkultur in Nord- und Mittelitalien während des 13. und 14. Jahrhunderts. Besondere Berücksichtigung findet dabei die Materialität der Inschriften, die nicht einfach nur

als Texte, sondern auch als in konkrete räumliche, architektonische und soziale Zusammenhänge eingebundene Objekte aufgefasst werden.

Seit dem 1. Oktober 2014 arbeitet **Elisabeth Engel** als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am DHI Washington. Nach dem Studium der Anglo-Amerikanischen Geschichte, Anglistik und Politikwissenschaften in Köln und Kaunas, Litauen, promovierte sie am John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin. Thema ihrer Dissertation war die Arbeit afro-amerikanischer Missionare im kolonialen Afrika. Die Dissertation wurde 2014 mit dem Franz-Steiner-Preis ausgezeichnet. Ihr aktuelles Forschungsprojekt befasst sich mit der kulturellen Konstruktion von Risiko und der Entstehung der Versicherungsbranche während der amerikanischen Revolution.

Anne Clara Schenderlein arbeitet seit dem 1. September 2015 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am DHI Washington, wo sie von 2014 bis 2015 ein Postdoctoral Fellowship innehatte. Davor lehrte sie an der University of California, San Diego, und hat dort zu deutsch-jüdischen Flüchtlingen in den Vereinigten Staaten und deren Beziehungen zu Deutschland von 1938 bis 1988 promoviert. Ihr aktuelles Forschungsprojekt beschäftigt sich mit



Marc von der Höh



Fabian Cremer

dem Boykott deutscher Produkte durch amerikanische Juden vor und nach dem Zweiten Weltkrieg und ist Teil einer größeren Studie zur Kulturgeschichte des Boykotts im 20. Jahrhundert.

Nach vierjähriger Tätigkeit als Verwaltungsleiter am DHI Warschau ist **Stefan Böhm** seit Juni 2015 neuer Verwaltungsleiter des DHI Washington.

Fabian Cremer ist als Datenbankkoordinator am 1. Juli 2015 in der Geschäftsstelle zum Team *perspectivia.net* gestoßen. Er war zuvor an der Georg-August-Universität Göttingen und bei der Max-Planck-Gesellschaft in den Bereichen Forschungsdatenmanagement und Digital Humanities tätig.

Ebenfalls im Bereich wissenschaftliche Datenbanken arbeitet seit dem 1. Oktober 2015 **Anna Plaksin**. Als Wissenschaftliche Mitarbeiterin wird sie die Datenarchitektur für das „Corpus Musicae Ottomanicae“ entwickeln, ein Kooperationsprojekt des Instituts für Musikwissenschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Lehrstuhl für Ethnomusikologie, Ralf Martin Jäger) mit dem OI Istanbul. Zuvor war Anna Plaksin bei der Digitalen Akademie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz beschäftigt.

Melike Şahinol ist seit Mai 2015 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am OI Istanbul tätig, wo sie den Themenkomplex „Mensch, Medizin, Gesellschaft“ als neuen Forschungsbereich am Institut aufbauen wird. Die Forschungsschwerpunkte der promovierten Soziologin liegen im Bereich Science and Technology Studies, Technik- und Medizinsoziologie, wobei ihr besonderes Forschungsinteresse der Entwicklung und dem Einsatz neuerer medizintechnischer Verfahren und ihren Folgen gilt.

In der Verwaltung der Geschäftsstelle hat zum 1. Oktober 2015 **Thomas Schweda** in der Nachfolge von Miriam Bittner als Bürofachbearbeiter eine Elternzeitvertretung für zwei Jahre angetreten.

Zum 1. August hat **Felix Brahm** eine Stelle als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am DHI London angetreten. Zuvor war er als Akademischer Rat an der Universität Bielefeld tätig. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Kolonial- und Globalgeschichte. In seinem aktuellen Forschungsprojekt untersucht er die Geschichte des europäisch-afrikanischen Waffenhandels und der Versuche seiner Regulierung.

Impressum

Herausgeber:

Max Weber Stiftung –
Deutsche Geisteswissenschaftliche
Institute im Ausland
Rheinallee 6
53173 Bonn
Tel.: +49 (228) 377 86-0
Fax: +49 (228) 377 86-19
E-Mail: info@maxweberstiftung.de
www.maxweberstiftung.de

Präsident:

Prof. Dr. Hans van Ess

Geschäftsführer:

Dr. Harald Rosenbach

Redaktion:

Dr. Tina Rudersdorf (verantw.)
Gesche Schifferdecker
Joachim Turré (C. v. D.)
Dr. Tobias Wulf

Layout und Satz:

Oktober Kommunikationsdesign
GmbH, www.oktober.de

Druck:

in puncto druck+medien GmbH
www.inpuncto-bonn.de

Auflage: 3.000
Ausgabe: November 2015

Das Copyright der abgebildeten Fotos liegt bei der Max Weber Stiftung und ihren Instituten, Ausnahmen sind separat gekennzeichnet.

Das Magazin „Weltweit vor Ort“ erscheint zweimal jährlich und kann über die Redaktion kostenlos abonniert werden. Nachdruck mit Quellenangabe gestattet. Beleg erbeten.

Neuer Forschungshorizont Afrika

Das DHI Paris gründet die Internationale Forschungs- gruppe subsaharisches Afrika in Dakar

Ein Nachweis der Identität wurde in Afrika wie anderswo auch erst üblich, als sich das Konzept von Staatsbürgerschaft durchsetzte: Hier zeigt ein Senegalese den Personalausweis seines Vaters aus dem Jahr 1952.

Gemeinsam mit einer Gruppe von Historikerinnen und Historikern mit Afrikaschwerpunkt, unter anderem Ibrahim Thioub, Rektor der Universität Cheikh Anta Diop in Dakar, Jean-François Bayart, Leiter des Fonds d'analyse des sociétés politiques, und Andreas Eckert, Humboldt-Universität zu Berlin, hat das Deutsche Historische Institut (DHI) Paris zum 1. November 2015 eine Forschungsgruppe in Dakar zum Thema „Identität, Identifizierung und Bürokratisierung im subsaharischen Afrika (19.–21. Jahrhundert)“ auf den Weg gebracht.

Das DHI Paris beteiligt sich damit an der Strategie des Bundes und der Max Weber Stiftung (MWS), geisteswissenschaftliche Zentren in Regionen zu errichten, in denen Deutschland bisher institutionell wenig präsent war. Im Zentrum des am Centre de recherches sur les politiques sociales (CREPOS) der Universität Cheikh Anta Diop angesiedelten Projekts steht die Frage, mit welchen Mitteln sich Institutionen ihre Mitglieder nachweisbar zuordnen und welche Identitätsgefühle aufgrund solcher Identifizierungen entstehen.

Unter der Leitung von Séverine Awenengo Dalberto (Centre national de la recherche scientifique) werden die Postdocs Johara Berriane (Berlin/Rabat) und

Amadou Dramé (Dakar) sowie die Promovierenden Kelma Manatouma (Paris Ouest Nanterre) und Bintou Mbaye (Dakar) am Projekt mitarbeiten. Die Forschungsgruppe wird nicht nur die Rolle des Staates, sondern auch von anderen formellen und informellen Institutionen untersuchen. Über eine Analyse der Personenerfassung als Machttechnologie hinaus geht es darum, die alltäglichen Praktiken von Staatsbürgerschaft und die Eingliederung in ein bürokratisches und schriftbasiertes Staatswesen zu erfassen. Diese übergreifende Thematik gliedert sich in zwei sich ergänzende Programmschwerpunkte:

Bürokratisierung der Identität

Diese Projektlinie untersucht, wie die Kolonialmächte die afrikanischen Bevölkerung personell erfasst und später die Regierungen der unabhängigen Staaten Identifikationsdokumente ausgestellt und diese sich verbreitet haben. Ferner wird die Bürokratisierung der staatlichen Infrastruktur daraufhin analysiert, wie sich das Konzept von Staatsbürgerschaft entwickelt hat. Die Untersuchung derjenigen Dokumente, die zugleich die Individualität einer Person und deren Zugehörigkeit zu einem Kollektiv bescheinigen, soll insbesondere auch einen neuen Blick auf traditionelle Gegenüberstellungen wie Individuum/Gemeinschaft



„Über eine Analyse der Personenerfassung als Machttechnologie hinaus geht es darum, die alltäglichen Praktiken von Staatsbürgerschaft und die Eingliederung in ein bürokratisches und schriftbasiertes Staatswesen zu erfassen.“

und Staatsbürger/Untertan eröffnen, die gegenwärtig das leitende Paradigma von Studien über die koloniale Gouvernementalität darstellen. Das Projekt berücksichtigt, dass es nicht nur verschiedenartige Identitätsnachweise gibt, sondern auch verschiedene Institutionen und Bürokratien formeller und informeller Natur, rechtmäßige und widerrechtliche, die solche Dokumente ausstellen. Untersucht werden deshalb gerade auch jene Akteure, die in Konkurrenz zur scheinbar alleinigen Autorität des Staates treten und eigene, operative Identitäten festlegen. Daneben stellt sich die Frage, wie sich die offizielle Identitätserfassung zu anderen Formen des Identitätsnachweises verhielt und sich die unterschiedlichen Vorstellungswelten und bürokratischen Traditionen in den afrikanischen Gesellschaften entwickelten.

Historische Soziologie der „Papieridentitäten“

Im zweiten Schwerpunkt soll dieses Projekt untersuchen, wie sich die sozialen und politischen Funktionen von Ausweispapieren zur personalen und sozialen Identität sowie zur Ausweis-Identität verhalten. Diese Studien werden Aufschluss geben über die komplexen Beziehungen, die Individuen zu diesen Dokumenten und Institutionen aufgebaut haben, was unter anderem von Bildungsstand, Beruf, gesellschaftlicher Stellung oder Geschlecht abhängt. Außerdem sollen die Zusammenhänge zwischen Materialität, Schrift und Subjektivität sowie die damit einhergehenden Individualisierungsprozesse erforscht werden.

AUTORIN

Séverine Awenengo Dalberto ist Mitarbeiterin am Institut des mondes africains (IMAF) des Centre national de la recherche scientifique (CNRS). Seit 2011 ist sie Mitwirkende im Joint African Studies Program (JASP) zwischen der Columbia University und der Université Paris 1 Panthéon Sorbonne.

Neue Wege bei der Erforschung der Musikgeschichte des östlichen Mittelmeerraums

¹Eckhard Neubauer, *Eine Griffnotation für Laute und Kamänge und eine „Lautentabulatur“ in persischer und judäo-persischer Überlieferung aus dem 15. (?) Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Geschichte der arabisch-islamischen Wissenschaften* 19, Frankfurt am Main 2011, S. 257-351.

²Einen ersten kommentierten Katalog des bislang bekannten Manuskriptbestandes hat vorgelegt Kyriakos Kalaitzidis, *Post-Byzantine Music Manuscripts as a Source for Oriental Secular Music (15th to Early 19th Century)* (=Istanbuler Texte und Studien 28, hrsg. vom Orient-Institut Istanbul), Würzburg 2012.

Das Langfristvorhaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft „Corpus Musicae Ottomanicae (CMO) – Kritische Editionen vorderorientalischer Musikhandschriften“ wird zur Musikgeschichtsschreibung des Vorderen Orients Grundlagenforschung mit paradigmatischer Relevanz leisten. Für die beteiligten interdisziplinären Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Münster und das Editionsteam von perspectivia.net in Bonn wird das Orient-Institut (OI) Istanbul zugleich Anlaufstelle, Forschungszentrum und Koordinationszentrale sein.

Es ist eine Besonderheit der Musikulturen des östlichen Mittelmeerraums, dass Musiker und Musikliebhaber immer wieder Versuche unternommen haben, die Musikpraxis ihrer Zeit in schriftliche Form zu bringen. Arabische, persische und türkische Musikforscherinnen und Musikforscher experimentierten seit dem 9. Jahrhundert mit Buchstabennotationen. Die aktuelle Forschung belegt daneben die Existenz und Verwendung elaborierter Tabulaturen für Lauteninstrumente.¹

Eine erste Repertoiresammlung entstand um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit den Sammelhandschriften des gebürtigen Polen Ali Ufûkî [Albert Bobovski] (um 1610 bis etwa 1657). Diese Blätter verwenden eine von rechts nach links geschriebene Variante der europäischen Notation. Erst mit der von Kantemiroğlu [Dimitrie Cantemir] (1673–1723; Woiwode der Moldau 1710–12) in seinem Werk „Kitābu ‘İlmî’l-Mūsîkî ‘alā vechi’l-H Hurûfât“ um 1710 entwickelten Buchstabennotation lag ein Aufzeichnungsverfahren vor, das

konzeptionell auf den funktionalen Parametern der Musik des Vorderen Orients aufbaute und sich zur Transkription des Instrumentalrepertoires eignete. Mit der postbyzantinischen Neumenschrift, wie sie im 18. Jahrhundert von griechischen Musikern wie etwa Petros Peloponissios [türk. Hirsis Petro, Tanbûri Petros] (+1777) auch zur Aufzeichnung des osmanisch-weltlichen Repertoires verwendet wurde, stand daneben eine weitere, funktional ganz andersartige Notenschrift zur Verfügung. Die griechischen Musikhandschriften überliefern zahlreiche Instrumental- und Vokalwerke, doch verhindern derzeit noch grundsätzliche Lese- und Interpretationsunsicherheiten eine wissenschaftlich belastbare Transnotation der Quellen.²

Erst ab dem Beginn des 2. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts änderte sich die Überlieferungssituation substanziell. Im Osmanischen Reich, zunächst in Istanbul, begann man damit, das bekannte Repertoire der höfischen und urbanen Kunstmusik in einer zunehmenden Anzahl von Manuskripten aufzuzeichnen. Hierzu wurde zunächst ein von dem Armenier Hamparsum Limonciyan (1768–1839) vor 1813 entwickeltes Notationsverfahren verwendet, das, den Zeichenvorrat der armenischen khaz-Notation gebrauchend, funktional in der Tradition älterer osmanischer Notenschriften steht und sich als Aufzeichnungsmedium für das Kunstmusikrepertoire exzellent eignet. Später dann, ab der Mitte der 1830er Jahre, etablierte sich, ausgehend von der Musikerausbildung an der Hohen Pforte, der ab 1828 der Italiener Giuseppe Donizetti vorstand, zunehmend auch die westliche Notation.

Der Manuskriptbestand in diesen beiden Notationsformen – der des Hamparsum und der in Westeuropa gebräuchlichen – ist von nicht zu überschätzender Bedeutung für die Überlieferung einer Kunstmusikkultur, die nicht nur an den Höfen und in den Metropolen der heutigen Türkei gepflegt wurde, sondern ebenso die Musikausübung in den Zentren Syriens und Ägyptens prägte. Nicht nur für die Musikforschung, die durch den Quellenbestand erstmalig historische Phänomene und Prozesse in den Musikkulturen erschließen kann, sondern auch für die Orientalistik sind die Quellen von erstrangiger Bedeutung, da sie zu manchen der bislang nur aus Anthologien bekannten lyrischen Texte die dazugehörigen Melodien mit den zeitgenössisch gesungenen Textvarianten überliefern.

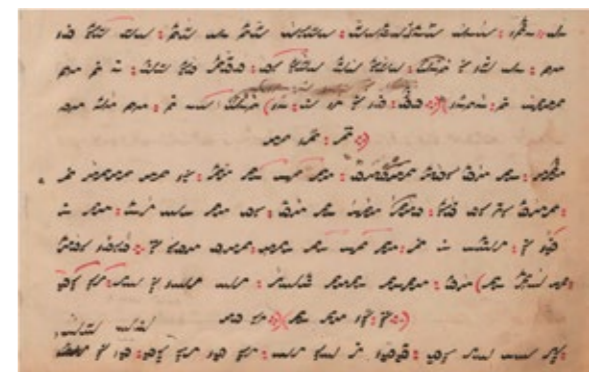
Die wissenschaftlich angemessene Edition der Quellen hätte längst erarbeitet werden können. Zentrale Manuskripte in Hamparsum-Notation waren entweder im Besitz der maßgeblichen türkischen Musikforscher des frühen 20. Jahrhunderts oder aber diesen zugänglich. Rauf Yekta, Sadeddin Arel und Suphi Ezgi, die einflussreichsten unter ihnen, haben in ihren musikologischen Veröffentlichungen auf die Handschriften hingewiesen und diese auch in Teilen verwendet. Die letzte Konsequenz aber, die Transnotation und kritische Herausgabe der Quellen, wurde bis heute nicht gezogen. Die Gründe hierfür sind vielschichtig. Neben dem auf vielen Ebenen problematischen methodischen Zugang dürfte maßgeblich die kulturgeographische und interdisziplinäre Komplexität das Vorhaben verhindert haben. Ein weiteres Problem ist die Entwicklung einer geeigneten Publikationsform, da die transnotierten Quellen letztlich unverständlich bleiben, wenn sie – ohne Quellenkataloge oder Konkordanzen – kontextlos im Druck erscheinen würden.

Beide Probleme sind nicht leicht zu beheben. Die benötigte Forschungsinfrastruktur kann nur ein internationales und interdisziplinäres Expertennetzwerk bereitstellen. Die verlässliche Kooperation mit einem von kulturellen Interessen und Dogmen unabhängigen Forschungsinstitut in Istanbul, wo sich die meisten der Manuskripte befinden, ist eine zentrale Voraussetzung für das erfolgreiche Funktionieren eines solchen Forscherverbundes.

Wenn ab Oktober 2015 die kritische Edition der osmanischen Musikhandschriften, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft als Langfristvorhaben für einen Zeitraum von zwölf Jahren gefördert, in Angriff genommen werden kann, so wird dies maßgeblich ermöglicht durch die Projektpartnerschaft mit dem OI Istanbul und der Publikationsplattform perspectivia.net der Max Weber Stiftung (MWS) in Bonn. Das OI Istanbul stellt in vorzüglicher Weise die Anbindung der Forschungen an die führenden türkischen Wissenschaftsorganisationen sicher. Es beschäftigt selbst oder aber



Armenische khaz-Notation in einem liturgischen Manuskript aus dem Jahre 1662.



Im 18. Jahrhundert entwickelte Buchstabennotation aus dem östlichen Mittelmeerraum.

steht in Kontakt zu den relevanten interdisziplinären Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Martin Greve, der für Musik zuständige Fachreferent des OI Istanbul, und Elif Yavuz, die Projektmitarbeiterin des CMO am OI Istanbul, übernehmen zentrale Aufgaben bei der gesamten Projektkoordination, der Vernetzung vor Ort und – gemeinsam mit dem Institut für Musikwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität (WWU) in Kooperation mit perspectivia.net und dem Institut für Arabistik und Islamwissenschaft der WWU – beim Aufbau und der Weiterentwicklung der Projektinfrastruktur. Zugleich wird das OI Istanbul zum Ausgangspunkt für alle Forschungen in der Türkei und den angrenzenden Ländern werden. Die Projektmitarbeiterinnen und Projektmitarbeiter in Münster dürfen dabei neben einem Schreibtisch in Istanbul über die exzellente, von Martin Greve in den vergangenen Jahren mit Engagement und Sachverstand aufgebaute Fachbibliothek verfügen.

INFO
Ralf Martin Jäger ist seit 2011 Professor für Ethnomusikologie und Europäische Musikgeschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Er ist zudem wissenschaftlicher Leiter des Langfristvorhabens der Deutschen Forschungsgemeinschaft „Corpus Musicae Ottomanicae (CMO). Kritische Editionen vorderorientalischer Musikhandschriften.“

Ex Libris



PESTEL, FRIEDEMANN

Kosmopoliten wider Willen. Die monarchiens als Revolutionsemigranten (Pariser Historische Studien, Band 104) München (De Gruyter Oldenbourg) 2015, ISBN 978-3-110-41544-5

Die französische Emigration nach 1789 war das erste große politische Emigrationsphänomen europäischer Dimension. Über die verschiedenen Revolutionsphasen hinweg erschlossen sich Revolutionsgegner das Exil als politische Alternative zur radikalisierten Revolution in Frankreich. Am Beispiel der *monarchiens*, einer Gruppe konstitutioneller Monarchisten, untersucht Friedemann Pestel in europäischer Perspektive, wie in den 1790er Jahren Emigranten aus der Defensive heraus Politik machten. Durch eine transnationale Sicht auf die französische Emigration in Langzeitperspektive korrigiert dieses Buch das vorherrschende Bild von Emigranten als historischen Verlierern. Politisches Exil war vielmehr integraler Bestandteil europäischer Revolutionserfahrung.



KOSUCH, CAROLIN

Misstratene Söhne. Anarchismus und Sprachkritik im Fin de Siècle (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, Band 23) Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2015, ISBN 978-3-525-37037-7

Fritz Mauthner, Gustav Landauer und Erich Mühsam, drei Bürgersöhne aus deutsch-jüdischem Hause, lebten einen Selbstentwurf lebensweltlichen Widerstands. Ihr Renegatentum erhoben sie in der Sprachkritik und in einem vielgestaltigen Anarchismus zum Programm. Carolin Kosuch macht das generationelle Band sichtbar, das die drei Protagonisten zusammenhielt. Sie zeigt, wie Mauthner, Mühsam und Landauer einerseits aus der vaterbesetzten Realität in eine weit zurückliegende Vergangenheit flüchteten; und andererseits ihr gemeinsames Bestreben, die Entfremdungen der Moderne zu überwinden. Die Studie über die drei Bürgersöhne erlaubt tiefe Einblicke in den Zusammenhang von generationeller Erfahrung und Kritik der Lebenswelt.



BECKER, SEBASTIAN

Dynastische Politik und Legitimationsstrategien der della Rovere. Potenziale und Grenzen der Herzöge von Urbino (1508–1631) (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Band 129) Berlin-Boston (De Gruyter) 2015, ISBN 978-3-11-037680-7

Nach dem Aussterben der italienischen Adelsfamilie Da Montefeltro 1508 ging die Herrschaft über das kleine, aber kulturell bedeutende und in geostrategisch sensibler Position liegende Herzogtum Urbino an das Haus Della Rovere über. Der Autor analysiert, welche Möglichkeiten einer kleinen Dynastie offenstanden, um ihre Ziele zu verfolgen sowie ihre Herrschaft zu legitimieren. Auf diese Weise kann er nicht zuletzt auch die These vom kulturellen und politischen Niedergang Urbinos im 16. Jahrhundert relativieren.



ERKENS, RICHARD / GIORGI, PAOLO (HRSG.)

Alberto Franchetti: L'uomo, il compositore, l'artista. Atti del convegno internazionale Reggio Emilia, 18–19 settembre 2010 Lucca (LIM Editrice) 2015, ISBN 978-88-7096-817-0

Alberto Franchetti (1860-1942), italienischer Komponist der langen Jahrhundertwende, wurde durch seine Opern *Asrael* (1888), *Cristoforo Colombo* (1892) und *Germania* (1902) zu einer festen Größe im italienischen Musikleben vor dem Ersten Weltkrieg. Der zum 150-jährigen Geburtstag des Komponisten und begleitend zu den – auch vom DHI Rom geförderten – Forschungsarbeiten von Richard Erkens veranstaltete Kongress in Reggio Emilia 2010 machte sich zur Aufgabe, Franchetti in thematischer Breite zeithistorisch zu kontextualisieren. Der nun vorliegende Kongressband vereint Beiträge zum Instrumentalschaffen, zu Aspekten seines Opernschaffens sowie zur Rezeptionsgeschichte. Erstmals veröffentlicht werden handschriftliche Quellen der Zusammenarbeit Franchetti-D'Annunzio. Ergänzt wird der Band durch Dokumente und Arbeitsmaterialien zu Biographie und Werk.



BAUMEISTER, MARTIN / SALA, ROBERTO (HRSG.)

Southern Europe? Italy, Spain, Portugal, and Greece from the 1950s until the present day Frankfurt a. M.-New York (Campus) 2015, ISBN 978-3-59-350482-7

Gegenwärtig erlebt der Süden Europas in den öffentlichen Debatten eine neue Konjunktur. Gerne wird dabei ein europäischer Nord-Süd-Gegensatz beschworen, ohne dass dessen lange Geschichte berücksichtigt wird. Nach dem Zweiten Weltkrieg fielen Portugal, Spanien und Griechenland, zum Teil auch Italien, in ihrer wirtschaftlichen und politischen Entwicklung hinter den sogenannten westeuropäischen Gesellschaften zurück. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts schien dieses Gefälle überwunden. Nun droht die Schuldenkrise den Kontinent zu spalten. Die Beiträge dieses Bandes hinterfragen gängige Annahmen und Bilder von „Südeuropa“ und diskutieren, inwiefern der „Süden“ einen homogenen Raum mit strukturellen Gemeinsamkeiten darstellt.



SCHMIEDING, LEONARD

„Das ist unsere Party“: HipHop in der DDR (Transatlantische Historische Studien, Band 51) Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2014, ISBN 978-3-515-10663-4

Als zu Beginn der 80er Jahre HipHop die DDR erreichte, stellte dieser Kulturtransfer sowohl jugendliche als auch staatliche Akteure vor eine ungewohnte Herausforderung: Zum einen entwickelte sich hier eine U.S.-amerikanisch geprägte Subkultur, die sich eigene Freiräume schuf und dadurch vom Sozialismus distanzierte. So stand HipHop von Anfang an im Spannungsfeld zwischen staatlicher Überwachung und offizieller Anerkennung als afroamerikanische Kultur, als Teil des „anderen“ Amerikas. Zugleich bot die Subkultur den Jugendlichen aber auch eine imaginäre, temporäre Fluchtmöglichkeit aus dem sozialistischen Alltag. Das Buch liefert so nicht nur einen Beitrag zum kulturellen Transfer während des Kalten Krieges, sondern analysiert erstmals auch eine bisher kaum beachtete Subkultur innerhalb der DDR.

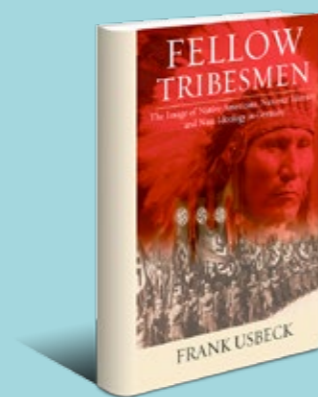
Ex Libris



STEINHART, ERIC

The Holocaust and the Germanization of Ukraine (Publications of the German Historical Institute Washington) New York (Cambridge University Press) 2015, ISBN 978-1-107-06123-1

Nach der Invasion der Sowjetunion verfolgte das nationalsozialistische Regime verschiedene Strategien zur Schaffung von „Lebensraum“: Zum einen ermordeten sie systematisch Millionen Juden, Slawen, Roma und andere missliebige Gruppen. Zum anderen sollten sogenannte „Volksdeutsche“ für das deutsche Expansionsprojekt mobilisiert werden. Transnistrien, eine bisher in der Holocaustforschung kaum berücksichtigte Region im Süden der Ukraine, wurde in den folgenden Jahren zu einem Zentrum beider Strategien. Eric Steinhart untersucht in seiner Studie, die in der Reihe des DHI Washington veröffentlicht wurde, mithilfe mikrohistorischer Ansätze die Verbindungen zwischen Volksdeutschen-Politik und Massenmord in Transnistrien und erhellt so die Motivationen und Dynamiken, die dazu führten, dass sich Teile der lokalen Bevölkerung bereitwillig am Holocaust beteiligten.



USBECK, FRANK

Fellow Tribesmen: The Image of Native Americans, National Identity, and Nazi Ideology in Germany (Studies in German History, Band 19) New York (Berghahn Books) 2015, ISBN 978-1-78238-654-4

Frank Usbecks in der Reihe „Studies in German History“ des DHI Washington erschienener Band beschäftigt sich mit dem Phänomen des „Indianthusiasm“ in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Usbeck fördert durch die Untersuchung von deutscher Literatur, Medien und Wissenschaft die Genese der deutschen Leidenschaft für nordamerikanische Indianer und ihre Verknüpfungen mit der Entwicklung nationaler Identität zutage und zeigt, wie schließlich die nationalsozialistische Propaganda Bilder von Indianern aufgriff. Indianer wurden zum Idealbild eines unverdorbenen, natürlichen Volkes stilisiert, das, so paradox dies erscheinen mag, zur Formulierung rassistischer Ideologie und zur Abgrenzung von den Alliierten beitrug.



GESTRICH, ANDREAS / SCHAICH, MICHAEL (HRSG.)

The Hanoverian Succession. Dynastic Politics and Monarchical Culture Farnham (Ashgate) 2015, ISBN 978-1-4724-3765-5

Die Thronfolge der Welfen im Jahr 1714 leitete eine neue Phase in der britischen Geschichte ein. Unter der Regierung der deutschen Dynastie stieg Großbritannien zu einer Weltmacht mit einem ausgedehnten Kolonialreich auf und etablierte sich zugleich als das wirtschaftlich und gesellschaftlich fortschrittlichste Land Europas. Dennoch standen die Welfen in Großbritannien lange Zeit in einem schlechten Ruf. Erst in jüngster Zeit hat eine Neubewertung ihrer Leistung eingesetzt, zu der auch dieser Band beiträgt. Er widmet sich vor allem der Selbstdarstellung der Dynastie auf den britischen Inseln und in den amerikanischen Kolonien. Herausgefordert durch den konkurrierenden Thronanspruch der exilierten Stuarts und später durch radikale politische Ideen sahen sich die Welfen gezwungen, eine ganz eigene dynastische Identität zu entwickeln, die auf einen prononcierten Protestantismus, eine sparsame Hofhaltung und ein enges Bündnis mit dem Militär setzte.



GREVE, MARTIN (HRSG.)

Writing the History of „Ottoman Music“ (Istanbuler Texte und Studien, Band 33) Würzburg (Ergon Verlag) 2015, ISBN 978-3-956-50094-7

Knapp drei Jahre nach der Konferenz „Writing the History of ‚Ottoman Music‘“, die das OI Istanbul 2011 gemeinsam mit dem Staatlichen Konservatorium für Türkische Musik in Istanbul organisiert hatte, ist nun ein umfassender Band gleichen Titels erschienen. Beruhend auf den Tagungsbeiträgen, jedoch umfangreich erweitert, widmen sich die Beiträge der Frage, ob und wie eine Historiographie Osmanischer Musik möglich sei. Schon die Eingrenzung des Themenfeldes, ob zeitlich, geographisch, politisch oder ethnisch-kulturell, ist heute umstritten, ebenso Ansätze zur Periodisierung. Zentrales Problem ist der Mangel an Quellen, der Zusammenhang zwischen ihnen sowie die Bewertung mündlich überlieferter Musik. Der Band versammelt Essays, Überblicksartikel sowie detaillierte Analysen von Musikhistorikern und Musikern. Inhaltlich reicht die Bandbreite von geschichtsphilosophischen Reflexionen über praktische Fragen historischer Aufführungspraxis zu historischen Ansätzen bezüglich anatolischer Volksmusik.



VOLARIĆ, KLARA (HRSG.)

The Istanbul Letters of Alka Nestoroff (Memoria. Fontes minores ad Historiam Imperii Ottomanici pertinentes, Band 1) Bonn (Max Weber Stiftung) 2015, ISSN 2364-5989

Der erste, von Klara Volarić unter dem Titel „The Istanbul Letters of Alka Nestoroff“ herausgegebene Band der Reihe „Memoria. Fontes minores ad Historiam Imperii Ottomanici pertinentes“ veröffentlicht die von ihr ins Englische übersetzten Briefe von Alka Nestoroff, die der renommierten kroatischen Literaten- und Gelehrtenfamilie Mažuranić entstammte, und ihren Mann Minčo Nestoroff zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nach Istanbul begleitete, wo dieser als bulgarischer Diplomat diente. Die knapp ein Dutzend erhaltenen Briefe, die Alka Nestoroff an Freunde und Verwandte in der Heimat aus Istanbul schrieb, geben aus der wenig bekannten Warte einer Autorin aus dem Balkan aufschlussreichen Einblick in das Alltagsleben in Istanbul und schildern ihre Wahrnehmungen als Diplomatingattin bei offiziellen Empfängen am osmanischen Hof sowie im Kreise der ausländischen Vertreter im Vorfeld und während der Jungtürkischen Revolution von 1908. (www.perspectivia.net/publikationen/memoria)



ULBRICH, CLAUDIA / WITTMANN, RICHARD (HRSG.)

Fashioning the Self in Transcultural Settings: The Uses and Significance of Dress in Self-Narratives (Istanbuler Texte und Studien, Band 17) Würzburg (Ergon Verlag) 2015, ISBN 978-3-95650-085-5

Der von der Berliner Europahistorikerin, Claudia Ulbrich, gemeinsam mit Richard Wittmann, dem Betreuer des Forschungsfeldes zu osmanischen Selbstzeugnissen am OI Istanbul, herausgegebene englischsprachige Sammelband widmet sich der großen Bedeutung, die Kleidung in Selbstzeugnissen aus verschiedenen Zeit- und Kulturräumen einnimmt und schlägt somit eine Brücke zu Fragestellungen der interdisziplinären und internationalen Selbstzeugnisforschung. Im Anschluss an eine Einleitung der Herausgeber, die in die Bedeutung von Kleidung sowie in die gängigen Forschungsparadigmen in den Geschichts- und Kulturwissenschaften hierzu einführt, werden sieben Selbstzeugnisse aus dem osmanischen Kontext etwa einer gleichen Zahl an Autobiographien, Tagebüchern und Memoiren aus Europa, Amerika und Fernost gegenübergestellt.

Upcoming Events

Vortragsreihe

„Remembering the Ottoman Past in the Eastern Mediterranean“

Eine in Zusammenarbeit mit der National Hellenic Research Foundation in Athen konzipierte Vortragsreihe des OI Istanbul widmet sich über den Zeitraum eines akademischen Jahres ab Oktober 2015 der Diskussion unterschiedlicher Ausformungen des kulturellen Gedächtnisses in Bezug auf eine gemeinsame osmanische Vergangenheit in den Ländern des östlichen Mittelmeerraumes. Der mit großzügiger Unterstützung der griechischen Stavros Niarchos-Stiftung ermöglichte Vortragszyklus nimmt hierbei unterschiedlichste Ausdrucksformen des Erinnerens in den Blick. Hierzu zählen neben den schriftlich fixierten Selbstzeugnissen von Händlern und Diplomaten auch visuelle, künstlerische wie kulinarische Rückbesinnungen auf die osmanische Vergangenheit (oiist.org/veranstaltungen/aktuelle-vortragsreihe).

WeberWorldCafé „Globalisation during the Cold War: Culture, New Geopolitics and Che Guevara“

Wie stark haben der Kalte Krieg und sein Ende unsere Gegenwart geprägt? Welche wichtigen Zäsuren gab es jenseits von 1989, wie zum Beispiel die Gründung der Vereinten Nationen, die in den 1960er Jahren beginnende Dekolonisierung und die Katastrophe von Tschernobyl? Welche Rolle spielten neue soziale, politische und ökologische Bewegungen sowie regionale und internationale Organisationen? Wie wurden Literatur und Kunst zu ideologischen Zwecken eingesetzt? Diesen und anderen Fragen widmet sich das vierte WeberWorldCafé zum Thema „Globalisation during the Cold War: Culture, New Geopolitics and Che Guevara“, das am 16. November 2015 im Literaturcafé im Haus des Buches in Leipzig stattfindet.

„Vanitas“ von Salvatore Sciarrino

Vom 23. bis 24. November 2015 veranstaltet das DHI Rom den Studientag „Salvatore

Sciarrino: ‚Vanitas‘ (1981). Kulturgeschichtliche Hintergründe, Kontexte, Traditionen.“ Das Stück mit dem Untertitel „natura morta in un atto“ ist ein Schlüsselwerk im Schaffen des Italieners Sciarrino, der zu den bedeutendsten lebenden Komponisten zählt. Im Rahmen der von der Ernst-von-Siemens-Musikstiftung geförderten Veranstaltung soll Sciarrinos Komposition, deren Sujet insbesondere auch interdisziplinäre Zugangsweisen nahelegt, einem größeren römischen Publikum vorgestellt werden. Die Vorträge werden sich mit Sciarrinos Kompositionsästhetik und seinen Bühnenkonzeptionen befassen und darüber hinaus das Stück in literaturwissenschaftliche, kunsthistorische und musikgeschichtliche Traditionen einordnen. Den Abschluss der Tagung bildet die Aufführung von „Vanitas“ im Österreichischen Historischen Institut Rom.

Thyssen Vorlesungen in Istanbul und Adana

Anfang Dezember wird Eugene L. Rogan vom St. Antony's College (University of Oxford) die fünfte Thyssen-Vorlesung in der Türkei an zwei Universitäten halten. An der Istanbul Bilgi Universität spricht er zum Thema der Rekrutierung von muslimischen Kriegsgefangenen durch die Osmanen und die Briten während des Ersten Weltkriegs. An der Çukurova Universität in der südanatolischen Stadt Adana trägt er hingegen zum Nahen Osten während des Ersten Weltkriegs vor. Die insgesamt acht Thyssen-Vorlesungen zum Thema „The Great War Beyond National Perspectives“ werden vom OI Istanbul gemeinsam mit der Fritz-Thyssen-Stiftung und führenden türkischen Universitäten zwischen 2013 und 2017 veranstaltet.

Ressourcen zeitgenössischen Komponierens

Ihren in diesem Jahr unter dem Thema „Ressourcen zeitgenössischen Komponierens“ stehenden Zyklus „Musicologia oggi“ (Musikwissenschaft heute) schließt die Musikgeschichtliche Abteilung des DHI Rom am 10. Dezember 2015 mit einem

Podiumsgespräch. Die in Zusammenarbeit mit der Fondazione Rossini in Pesaro ausgerichtete Veranstaltung sucht Antworten auf die Frage, inwieweit das heutige Musikschaffen auf Gioachino Rossini und andere Komponisten rekurriert, denen für die Musik des Landes und deren weltweite Präsenz zumal im Bereich der Oper historisch große Bedeutung zukommt. Bei der Konzeption der Veranstaltung in deutsch-italienischer Kooperation wurde großer Wert darauf gelegt, dass sich mit den Komponisten Azio Corghi (*1937) und Francesco Antonioni (*1971) nicht nur namhafte Repräsentanten der Neuen Musik Italiens, sondern auch Angehörige unterschiedlicher Generationen positionieren.

„Beziehungen über Grenzen: Paare und Familien in der mobilen Moderne“

Grenzen überschreitende Paar- und Familienkonstellationen waren zu keinem Zeitpunkt ihrer Geschichte reine Privatsache. Die von Bettina Severin-Barboutie (DHI Paris/ Universität Paris 1 Panthéon-Sorbonne), Maren Röger (Universität Augsburg) und Christoph Lorke (Universität Münster) organisierte Tagung vom 10.–11. Dezember 2015 im DHI Paris wird Formen familiärer Grenzüberschreitungen im 19. und 20. Jahrhundert vorstellen. Erörtert werden soll dabei die Rolle und Funktion von familiären Nahbeziehungen während des Migrationsprozesses bzw. des Sesshaftwerdens innerhalb der Aufnahmegesellschaft, aber auch die Beziehungen zu denjenigen, die nicht mitwanderten, den „Zurückgebliebenen“. Darüber hinaus geht es darum, die Bedeutung normativer Ordnungen, etwa die von Nationalstaaten und Imperien, zu vermessen. Ziel der Veranstaltung ist es, unterschiedliche Perspektiven auf private interkulturelle Vergemeinschaftungen im zeitlichen Längsschnitt zu bündeln und auf dieser Grundlage konzeptionelle Ideen zu ihrer systematischen Historisierung zu entwickeln.

„Cultural Encounters during Global War, 1914–1918: Traces, Spaces, Legacies“

Im Ersten Weltkrieg trafen Menschen aus allen Erdteilen als Soldaten, Zivilisten, Besatzer, Gefangene oder humanitäre Helfer in einem bisher noch nicht erfahrenen Ausmaß aufeinander. Allein auf französischem Boden waren in den Kriegsjahren über eine Million Soldaten und Zivilisten aus Asien und Afrika, außerdem Soldaten aus Australien, Neuseeland und den USA. Europa wurde nicht nur durch den Krieg, sondern auch durch diese Begegnungen grundlegend verändert. Sie beeinflussten die europäische Kultur, vor allem die Literatur und Künste, nachhaltig. Die interdisziplinäre Tagung geht diesen Begegnungen, Austauschprozessen und *entanglements* während des Krieges und ihren spezifischen Orten (Gefangenenlager, Lazarette, besetzte Städte, neutrale Länder) und Medien nach. Die Tagung ist eine gemeinsame Veranstaltung des King's College London, des Hera-Projekts „Cultural Exchange in a Time of Global Conflict: Colonials, Neutrals and Belligerents during the First World War“ und des DHI London. Sie findet vom 21.–23. Januar 2016 am King's College und am Institut statt.

„German Song on Stage, 1770–1914“

Vom 12.–14. Februar 2016 findet am Royal College of Music eine Tagung zum deutschen Kunstlied statt, die in Zusammenarbeit mit dem DHI London und der bekannten Londoner Wigmore Hall durchgeführt wird. Nachdem sich in den letzten Jahren eine intensive Forschung zu den öffentlichen Konzerten als künstlerischen und kulturellen Phänomenen und deren sozialen und wirtschaftlichen Aspekten entwickelt hat, widmet sich diese Tagung einem eher privaten Genre, dem Lied, das im 19. Jahrhundert seinen Weg in die öffentlichen Konzertveranstaltungen fand und zu einer allmählichen Etablierung von Gesangskonzerten und der Komposition und Aufführung von Gesangszyklen führte. Die Tagung fragt nach den musikalischen

und sozialgeschichtlichen (Sänger, Gagen, Auditorium, Konzertprogramme) Aspekten dieses Prozesses und verbindet dies mit Aufführungen in der Wigmore Hall.

„The Crisis of the 14th Century: ‚Teleconnections‘ between Environmental and Societal Change?“

Die vom 24.–26. Februar 2016 am DHI Rom stattfindende Konferenz untersucht die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts als *tipping point* zwischen den klimatischen Großphasen „Mittelalterliche Warmzeit“ und „Kleine Eiszeit“. Dabei fragt sie in einer interdisziplinären Perspektive nach dem Einfluss der sich seit 1310 stark häufenden meteorologischen Extremereignisse auf die davon betroffenen Gesellschaften: Erstmals werden damit klimatisch begründete Krisenphänomene wie die transeuropäische Great Famine (1315–21), das Jahrtausendhochwasser der Magdalenenflut (1342) oder die als Grote Mandränke (1362) bekannte Sturmflut vergleichend für Europa und den Nahen Osten in den Blick genommen. Darüber hinaus geht es um die Rezeption von Wetterphänomenen und administrativ-politische Reaktionen sowie das Verhältnis von Resilienz und Vulnerabilität der untersuchten Gemeinschaften.

Zeitgenössische, interkulturelle Musik in der Türkei, Italien und Deutschland

Zu diesem Thema organisieren die Musikabteilungen des OI Istanbul und des DHI Rom eine zweitägige internationale Tagung unter dem Titel „Integrative Approaches to Contemporary Cross-Cultural Music Making: Turkey, Italy, Germany“ in Rom (18.–19. März 2016), die in einer Dreiländerperspektive zeitgenössische westliche Musik mit traditioneller nicht-westlicher, insbesondere vorderorientalischer Musik konfrontiert. In der Neuen Musik spielt die Auseinandersetzung mit traditioneller Musik seit etwa 20 Jahren eine wachsende Rolle. In Vorträgen, Diskussionsforen sowie zwei Konzerten ist das Hauptanliegen der Tagung, den Austausch zwischen Musikwissenschaft

und Musikschaffenden und -ausübenden zu fördern sowie Ansätze aufzuzeigen, in Zeiten der Migration und des weltweiten interkulturellen Austauschs obsolet gewordene Trennungen der Teildisziplinen zugunsten einer methodisch adäquaten „Arbeitsteilung“ aufzuheben.

„Navigating Diversity: Narratives, Practices, and Politics in German-Speaking Europe“

Vom 13. bis 15. April 2016 wird in Montreal eine von Anthony J. Steinhoff (Université du Québec à Montréal), Till van Rahden (University of Quebec), und Richard F. Wetzel (DHI Washington) organisierte internationale Konferenz zum Thema „Diversity“ stattfinden, die den Umgang mit sozialer, kultureller, regionaler, religiöser, sexueller und politischer Vielfalt in der deutschen Geschichte von der frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert in verschiedenen thematischen Sektionen beleuchten wird.

Radikalität und Reformation

Die radikalen Strömungen innerhalb der Reformationsbewegung stehen im Mittelpunkt einer Tagung, die im Vorfeld des fünfthundertjährigen Jubiläums des Thesenanschlags Luthers vom 15.–17. September 2016 am DHI London stattfinden wird. Gemeinsam organisiert von der VolkswagenStiftung, Hannover, dem Reformation Studies Institute der Universität St. Andrews und dem DHI London, nimmt sie ein Thema in den Blick, das bereits auf eine längere Forschungsgeschichte zurückblicken kann, in jüngster Zeit aber durch methodische Ansätze aus der Geschlechtergeschichte, der Globalgeschichte und der Geschichte frühmoderner Identitäten neu konzeptualisiert worden ist. Der zeitliche Rahmen reicht dabei von der frühen Reformation der 1520er Jahre über Täufer und Puritaner bis zum pietistischen Aufbruch des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts.

In der nächsten Ausgabe:
DFK Paris, DHI London, DHI Moskau,
DHI Warschau, OI Beirut

www.maxweberstiftung.de